



DIE KARAWANE

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde



TIROL Land im Gebirg

Bild auf der Titelseite:

Schloß Tirol

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

© Verlag die Karawane - Ludwigsburg 1969

Satz und Druck: E. Wachter, Bönningheim

DIE KARAWANE
10. Jahrgang 1969 — Heft 4

TIROL

Land im Gebirg



herausgegeben im
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG
mit Unterstützung der Karawane-Studienreisen des
Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
ALEXANDER VON HUMBOLDT	3
Zwei Zitate aus „Kosmos“	
<i>Dr. Fritz Stüber</i>	
DICHTUNG AUS TIROL	5
<i>Dr. med. Roland Timmel</i>	
ANDREAS HOFER	11
— ein Sinnbild der Volkstreue	
<i>Dr. Dieter Roser</i>	
BAU UND ENTSTEHUNG DER ALPEN	17
<i>Dr. Dieter Roser</i>	
DER SÜDEN TIROLS	27
<i>Hanna Perwanger</i>	
AM FUSSE VON SCHWARZHORN UND WEISSHORN	39
<i>Professor Otfried Kastner</i>	
WEIHNACHTLICHE FAHRT IN DEN SÜDEN TIROLS zu Krippen und Altären	47
<i>Professor Dr. Ulrich Rüdiger</i>	
SANKT PROCULUS IN NATURNS	53
<i>Oberstudiendirektor Dr. Ernst Rieber</i>	
TIROLER BURGEN UND SCHLÖSSER	57
STATISTIK UND HINWEISE	94



ALEXANDER VON HUMBOLDT

zum 200. Geburtstag

Vor 200 Jahren, am 14. September 1769, wurde Alexander von Humboldt in Berlin geboren. In allen Wissenschaften seiner Zeit nicht nur unterrichtet, sondern durch eigene Arbeiten erfahren, entwickelte er den Typus der modernen Forschungsreise, indem er seine Beobachtungen nicht mehr, wie die voraufgehenden Entdeckungsreisen, registrierte, sondern sie in weitere Zusammenhänge brachte. Selbstverständlich hat Humboldt damit nicht nur allen späteren Forschungsreisen das Vorbild gestellt, auch unsere „Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde“ mit den von ihr veranstalteten wissenschaftlichen Informationsreisen und deren Mentoren fühlen sich ihm dankbar verpflichtet. Anstatt den zahlreichen Huldigungen dieses Jahres eine weitere hinzuzufügen, lassen wir den auch heute noch fesselnden Autor selbst zu Wort kommen in der Hoffnung, dem mehr Genannten als Genannten dadurch neue Leser und Verehrer zuzuführen:

„Um die Natur in ihrer ganzen erhabenen Größe zu schildern, darf man nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen; die Natur muß auch dargestellt werden, wie sie sich im Inneren des Menschen abspiegelt, wie sie durch diesen Reflex bald das Nebelland physischer Mythen mit anmutigen Gestalten füllt, bald den edlen Kern darstellender Kunsttätigkeit entfaltet . . . Kindliche

Freude an der Form von Ländern und eingeschlossenen Meeren, wie sie auf Karten dargestellt sind, Abbildungen von Palmen und libanotischen Cedern in einer Bilderbibel können den frühesten Trieb nach Reisen in die Seele pflanzen. Wäre es mir erlaubt, eigene Erinnerungen anzurufen, mich selbst zu befragen, was einer unvertilgbaren Sehnsucht nach der Tropengegend den ersten Anstoß gab, so müßte ich nennen: Georg Forster's Schilderungen der Südsee-Inseln; Gemälde von Hodges, die Ganges-Ufer darstellend; einen kollossalen Drachenbaum in einem alten Turm des botanischen Gartens bei Berlin. Die Gegenstände, welche wir hier beispielsweise aufzählen, gehörten den drei Classen von Anregungsmitteln [zum wissenschaftlichen Naturstudium] an: der Naturbeschreibung, wie sie einer begeisterten Anschauung des Erdenlebens entquillt, der darstellenden Kunst als Landschaftsmalerei, und der unmittelbaren objektiven Betrachtung charakteristischer Naturformen. Diese Anregungsmittel üben aber ihre Macht nur da aus, wo der Zustand moderner Cultur und ein eigentümlicher Gang der Geistesentwicklung unter Begünstigung ursprünglicher Anlagen die Gemüther für Natureindrücke empfänglicher gemacht hat.“¹

*

„Die vielseitige Verknüpfung alles jetzigen Wissens erschwert die Absonderung und Umgrenzung des Einzelnen. Wo durch die Geistesarbeit des Jahrhunderts alles im Werden begriffen scheint, ist es ebenso gefahrenvoll, in den intellektuellen Prozeß einzugreifen und das unaufhaltsam Fortschreitende wie am Ziele angelangt zu schildern, als bei dem Bewußtsein eigener Beschränktheit sich über die relative Wichtigkeit ruhmvoller Bestrebungen der Mitlebenden oder Nächsthingeshiedenen auszusprechen . . . Durch den Glanz neuer Entdeckungen angeregt, mit Hoffnungen genährt, deren Täuschung oft spät erst eintritt, wähnt jedes Zeitalter dem Culminationspunkte im Erkennen und Verstehen der Natur nahe gelangt zu sein. Ich bezweifle, daß bei erstem Nachdenken ein solcher Glaube den Genuß der Gegenwart wahrhaft erhöhe. Belebender und der Idee von der großen Bestimmung unseres Geschlechts angemessener ist die Überzeugung, daß der eroberte Besitz nur ein sehr unbeträchtlicher Teil von dem ist, was bei fortschreitender Tätigkeit und gemeinsamer Ausbildung die freie Menschheit in den kommenden Jahrhunderten erringen wird. Jedes Erforschte ist nur eine Stufe zu etwas Höherem in dem verhängnisvollen Laufe der Dinge.“²

¹ „Kosmos“, Band II, 1847, S. 4/5

² Kosmos, Band II, 1847, S. 398/399

DICHTUNG AUS TIROL

Tirol ist nicht nur eine landschaftliche, sondern auch eine kulturelle und wirtschaftliche Einheit. An dieser Tatsache konnte weder die noch auf die fränkische Gauverwaltung im 8. Jahrhundert zurückgehende lokalpolitische Gliederung — Vinschgau (Finsgowe), Passeiertal (Passir), Zillertal (Cillarestal), Pustertal (Pustrissa), Inntal (Norital, das innere Tirol um den Brenner herum) mit der Grafschaft Bozen — noch der Diktatfrieden von St. Germain 1918 oder das Kriegsende von 1946 etwas ändern. Den überzeugendsten Beweis der geistigen und sprachlichen Einheit Tirols liefert die tirolische Dichtung.

Gewiß hat diese vom benachbarten lateinischen Kulturkreis im Süden starke Anregungen empfangen, die sie aufnahm und weiterentwickelte. Aber die von italienischen Politikern und Gelehrten aus durchsichtigen Gründen aufgestellte Behauptung, daß alles irgendwie Bedeutende, was die Tiroler Dichtung — und Kunst überhaupt — hervorgebracht habe, auf „lateinische Rezeption“ zurückginge, ist grundfalsch. Im Gegenteil sind die Kernstücke der alten deutschen Heldensage, vor allem die Dietrichsage, aus rein germanischer Wurzel in Tirol entstanden oder auch nur zuerst dort aufgezeichnet worden wie der „Biterolf“, dessen einzige uns erhaltene Handschrift *Hans Ried* in Bozen in den Jahren 1502 bis 1515 für Kaiser Maximilian, den „letzten Ritter“, angefertigt hat.

Die Tiroler Dichtung beginnt daher nicht etwa mit den rein zufällig während der späten Römerzeit in diesem Raum entstandenen literarischen Zeugnissen in lateinischer Sprache, sondern als voller Akkord mit der germanischen Heldensage. Die legendäre Gestalt Dietrichs von Bern, in der bekanntlich der historische Theoderich steckt, ist zur Symbolfigur ganz Tirols geworden. Nun hat die *Dietrichsage* zwar nicht jene sorgfältige Durcharbeitung und einheitliche Kompilation erfahren wie das Nibelungenlied im Donaulande, doch haben dafür die verschiedenen kleineren Epen unbekannter Spielleute, die die Abenteuer Dietrichs von Bern verherrlichten, den Vorzug größerer Unmittelbarkeit und Frische. Und kein Zufall ist es, daß „der menschlichste Held“, wie die „Nagl-Zeidler'sche Deutschösterreichische Literaturgeschichte“ den großen Dietrich nennt, bis heute der Liebling der Tiroler geblieben ist, den sich vor allem die unteren Stände, Bürger, Bauern, Handwerker, Soldaten zum Namenspatron ihrer Kinder wählten. In der gesamtdeutschen Dichtung ist er der große Gegenspieler zu den Heldenge-

stalten des Nibelungenliedes Siegfried, Hagen, Etzel, Rüdiger. Das älteste Zeugnis der Dietrichsage ist das „Hildebrandslied“. Das vielleicht poetischste ist „Der kleine Rosengarten“, das Lied vom Zwergenkönig Laurin, der eine Zauberrüstung und eine Tarnkappe besitzt; das Lied gehört noch der Zeit um 1200 an, ist uns aber nur in einer Fassung aus dem 13. Jahrhundert erhalten. Die Fortsetzung „Walberan“ reicht an das Original nicht mehr heran.

Weitere Beispiele der frühmittelalterlichen Tiroler Ependichtung sind „Siegenot“, das „Ekkenlied“, „Goldemar“, als dessen Verfasser sich *Albrecht von Kemenaten* aus Glurns im Tauferertale nennt. Doch darf über diesen frühen Dichtern auch der Sprachgelehrte nicht vergessen werden, verkörpert in *Arbeo von Meran*, nachmaligem Bischof von Freising. 724 in Mais bei Meran geboren, hat er nicht nur Tirol, sondern dem ganzen deutschen Volksraum mit seinem „*Abrogans*“ das erste deutsche Sprach- und Wörterbuch geschenkt.

Der heroische Ideengehalt der auf Tiroler Boden entstandenen Heldensage blieb für die Tiroler Dichtung eines ihrer bestimmenden Elemente bis herauf zu den Dramatikern *Franz Krane-witter* aus Nassereith (1860—1938) und *Karl Schönherr* aus Axams (1867—1943). Zum erstenmal voll aufgenommen und in durchaus originaler Form wiedergegeben hat den Klang aber der größte deutsche Lieddichter aller Zeiten, Herr *Walther von der Vogelweide*. Seine Herkunft aus dem Vogelweiderhof im Lajener Ried ist zwar nicht ganz unbestritten, in jüngster Zeit wollte man seinen Geburtsort sogar in Ostfranken ausfindig gemacht haben, aber die größte Wahrscheinlichkeit spricht doch dafür, daß Walthers Geschlecht seinen Stammsitz in Südtirol, und zwar im Lajener Ried besaß.

Herr Walther von der Vogelweide, um 1160 geboren und um 1227 gestorben, steht vor uns als der Inbegriff des ritterlichen Spielmanns, der vielleicht von Reinmar von Hagenau, dem Hofdichter der Babenberger, sein erstes lyrisches Samengut empfangen, die vollendete volkstümliche Form „ze singen und ze sagen“ aber doch ganz rein und urtümlich aus sich selbst heraus gefunden hat. Sein großartiges Volkstums- und Reichsbekanntnis („Ich hab Lande viel gesehen“) macht ihn, den kämpferischen Sänger, zu einer Idealgestalt deutscher Bekenntnisdichtung, vergleichbar vielleicht nur seinem geistigen Nachfahren Ulrich von Hutten.

Doch erschöpft sich mit Herrn Walther der Anteil Tirols am deutschen Minnegesang bei weitem nicht. Da ist der aus einem Tiroler Adelsgeschlecht stammende *Oswald von Wolkenstein* (1367—1445), ein weltreisender Abenteurer und Haudegen und gleichzeitig auch ein Musensohn von fast kindlichem Gemüt, dem



Walther von der Vogelweide (Miniatur aus der Manessischen Liederhandschrift, Heidelberg).

wir das erste rein lyrische deutsche Gedicht zu danken haben. Und da ist neben den vielen unbekannt gebliebenen Spielleuten, an denen das seit jeher sangesfreudige Tirol so überreich war, als letzter jener *Hans Vintler*, der zwar gegen den Vogelweider und den Wolkensteiner ein eher trockener Geselle war, aber doch mit seinem Lehrgedicht „Blumen der Tugend“ viel zur damaligen literarischen Bedeutung Tirols beitrug. Seine Schilderung des Aberglaubens besitzt noch heute kulturhistorisches Interesse. Von der Spielmannspoesie zum reinen Volkslied ist es nur ein Schritt. Wenigstens an einem Beispiel muß daher auch jener unbekannt Schöpfer der zahlreichen Tiroler Volkslieder gedacht werden, von denen als herzinnigstes das bekannte „Innsbruck, ich muß dich lassen“, um 1500 entstanden, noch heute fortlebt. Der Vertonung des Niederländers Heinrich Isaak (1450—1517), der an der Hofkapelle des um Tirol auch selber literarisch verdienten Kaisers Maximilians („Ambraser Heldenbuch“, „Theuerdank“, „Weißkunig“) wirkte, wurden später noch andere dem Originaltext nachgeahmte Strophen unterlegt wie „Leipzig, ich muß dich lassen“ oder die geistliche Umdichtung „O Welt, ich muß dich lassen“.

Und damit ist auch bereits das Stichwort für die geistliche Dichtung Tirols gefallen. An sie denkt man zuerst, wenn von der mittelalterlichen Tiroler Volksbühne die Rede ist. Und doch ist das geistliche Volksschauspiel Deutschlands nicht von Tirol, sondern von Böhmen und den Donauländern ausgegangen. Mitteldeutsche Quellen bildeten die Grundlagen. Tirols Leistung ist nur die Spätblüte dieser Gattung am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts.

Zuerst tauchten in Sterzing die Passionsspiele auf und verbreiteten sich von dort nach Norden bis Hall, die alte Hauptstadt des Inntales, südlich bis Klausen und Bozen. Das Spiel dauerte volle sieben Tage und umfaßte das gesamte österliche Geschehen vom Palmsonntag bis zur Himmelfahrt Christi. Wahrscheinlich war das der gewaltigste Spielzyklus, den Menschengestalt je ersonnen hat (Eugen Thurnher). Diese Tiroler Passion war nun nicht die Aufführung irgendeiner Truppe, sondern eine Gemeinschaftsveranstaltung, an der das gesamte Volk mitwirkte — in der Kirche, auf dem Rathausplatz, auf der Gemeindewiese oder wo immer. Sehr bezeichnend für den freiheitlichen Geist der Tiroler war es dabei auch, daß bei der Darbietung in Bozen die Frauenrollen von Frauen gespielt wurden. Das spricht jedenfalls ganz und gar gegen jenen Geist der Muckerhaftigkeit, den man sonst dem „heiligen“ Land Tirol so gerne anzudichten pflegt.

Das Passionsspiel weitete sich aus seinen volkstümlichen Wurzeln gleichsam durch Eigengesetzlichkeit zum allgemeinen geistlichen

Spiel, aber auch zum Fastnachtspiel mit Mummenschanz und Maskentreiben („umbgang in der wasnacht“) und von da zum reinen Volksstück aus. Bemerkte doch schon *Benedikt Edelpöckh* in der Widmung seiner „Comedi von der freudenreichen Geburt Jesu Christi“ (1568) an den kunstsinnigen Erzherzog Ferdinand, der selbst das erste deutsche Prosadrama verfaßt hat, die Tiroler besäßen von „altersher sonderliche Lieb und Neigung, deutsche Komödien und andere Spiele in Reimen zu verfassen und in den Spielen auch zu agieren.“

Leider haben Humanismus und Jesuitenstil geschmackverderbend gewirkt, sich allerdings aber auch ihrerseits der „urigen“ Bodenständigkeit angleichen und bedienen müssen, woraus sich dann die köstlichste Mischung von Drastik und Gelehrsamkeit ergab. So etwa, wenn in einem „Maria Stuarda, Königin von Schottland“ betitelten Spielbuch, das der Franziskanerpater *Engelbert Schmidl* für Imst und Telfs lieferte, die Person des Jakob Stuart würdevoll erklärt: „Maria ware mir schon längst im Aug ein Dorn, die mehr zu geiler Lieb als zu dem Thron geborn.“

Gleichwohl war die sprachliche und szenische Bildkraft dieser Volksschauspiele, die meist in Bauernstuben oder Wirtshäusern („Stubenspiele“), auf Dreschtennen oder in großen Heustadeln, seltener in eigenen Schaubuden aufgeführt wurden, so groß, daß sie nicht nur überall zur Nachahmung reizte, sondern daß sie sich in dichterisch geläuterter Form bis auf Ferdinand Reimund und über diesen hinaus bis zu den schon genannten Tiroler Dramatikern Kranewitter und Schönherr lebendig erhalten hat.

Das erscheint erstaunlich, da der religiöse und politische Umbruch im 16. Jahrhundert einen vollkommenen Geschmacks- und Stilwandel zur Folge hatte. Mit der Verarmung der Städte und der Verödung der Bauernhöfe ging eine gesellschaftliche Aufwertung des Adels Hand in Hand, dessen gehobenen geistigen Ansprüchen das zwischen 1600 und 1603 auf der Burg Jaufen bei Lavis entstandene „Jaufener Liederbuch“ genügen wollte. Seine Urheber sind *Jakob von Neuhaus*, *Karl Zinn von Zinnenburg* und *Marthe von Morburg* (Mohrenburg). Ihren literarischen Produkten, größtenteils Umdichtungen älterer Volkslieder, fügten spätere Schreiber balladenartige Gedichte hinzu. Denn gerade die Ballade als „lyrische Kurzgeschichte“ und nächste Schwester des Dramas hat in Tirol einen besonderen fruchtbaren Boden gefunden.

Bezeichnend hierfür ist das sogenannte „Spingaser Lied“, das im Tone eines echten, aus nationalen Impulsen entstandenen Volks-

liedes, der Melodie eines alten Wallfahrtsgesanges angepaßt, 1797 bei Wagner in Innsbruck erschienen ist und in dem es heißt:

„Jetzt wöll'n mar gen den Franzosen z'gegen gien,
Mei, was hab'n's denn da bei uns herinn z'thien?“

Das stark ausgeprägte Tiroler Nationalgefühl hatte immer zwei starke Akzente: Treue zur Dynastie (obwohl gerade diese Treue manchmal schlecht genug bedankt wurde) und betont religiöse Färbung. Außerdem ist es stark partikularistisch, d. h. heimatbezogen.

Alles dies spiegelt sich in der Tiroler Dichtung wider. Aber ungeachtet dieser Besonderheiten hat sie, vom ersten Tiroler Humanisten *Johannes Fuxmagen* (gestorben 1510) aus Hall, der die noch heute lebende Haller Stubengesellschaft begründete, bis herauf zu *Hermann von Gilm* (1812—1864), ein poetisches Weltgefühl verkörpert, das in der Summe der Aussage demjenigen Goethes durchaus gemäß ist. Und gleichzeitig hat sie poetische Blüten einer deutschen Freiheitsliebe hervorgebracht, die man ruhig Arndts und Körners Freiheitsgesängen ebenbürtig an die Seite stellen kann. *Johann Senns*, aus einem wappentüchtigen Geschlecht im Paznaun stammend, hat mit seinem volkstümlich gewordenen Lied „Der rote Tiroler Adler“ nicht weniger zündende Kraft bewiesen als *Theodor Körner* mit seinem „Schwertlied“, und *Arthur von Wallpach*, Burgherr auf Schloß Anger bei Klausen, scheint die Gefahr der Zerreißung Tirols vorausgeahnt zu haben, als er die Nachwelt mahnend beschwor:

„Andrä Hofer trauert von der Wand;
Unberührt Erinnerung und Sage
Führt zurück in hehre Vätertage,
In das heißgeliebte, alte Land.“

Nicht annähernd konnte auf knappem Raum die Fülle der Erscheinungen gewürdigt werden, welche die Tiroler Dichtung im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hat. Da wären *Adolf Pichler* aus Erl (1819—1900), *Rudolf Greinz* (1866—1942), *Joseph Georg Oberkofler* (1899—1962) und vor allem der Mundartdichter *Reimmichl* (Sebastian Rieger, 1867—1953, aus St. Veit in Deferegggen) sowie noch so viele andere, nicht zuletzt die lebenden Dichter zu würdigen gewesen. Doch wenn darauf verzichtet werden mußte, dann immerhin mit dem Trost, daß auch sie nur hätten bekräftigen können, was aller Tiroler Dichtung letzter Schluß ist: „Tirol is lei eins“, Tirol ist eine — wenigstens im Geistigen — unzerstörbare Einheit.

Roland Timmel

ANDREAS HOFER
— EIN SINNBILD DER VOLKSTREUE



Andreas Hofer
Ist in Sizilien

Andreas Hofer mit der ihm von Kaiser Franz verliehenen großen, goldenen Gnadenkette. Unter dem Bild Hofers Unterschrift. (Nach dem Leben gezeichnet von Franz Altmuther, 1809).

Will man die Gestalt Andreas Hofers zeichnen, so kann man dies nur vor dem Hintergrunde der Landschaft tun, die ihm Heimat und Schicksal gewesen ist. Diese Landschaft aber ist nicht bloß Südtirol, das heute immer wieder im Blickpunkt des Interesses steht, sondern das ganze Tirol. Dieses Tirol, durch das Friedensdiktat von Saint Germain zwar in Teile zerrissen, stellt jedoch geographisch, kulturell und ethnisch immer noch eine Einheit dar: Es ist eingebettet im Alpenraum zwischen Vorarlberg, Bayern und Salzburg, um sich im Süden nach Italien zu öffnen. Nicht als Scheidewand, sondern als Klammer wirkt in dieser Landschaft der Brenner. Er ist kein Paß als Übergang im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern stellt ein langgezogenes Hochtal dar. Niemals war der Brenner eine Mauer, immer nur Übergang und Verbindung. Auf dieser Völkerstraße strömten die Menschen vom Norden nach dem Süden und umgekehrt.

Sein Name wird erst 1388 zum erstenmal angeführt. Er war wohl nach einem Heinrich Brenner benannt worden, der um 1300 auf der Höhe des Überganges den Wald niedergebrannt und dort als Freibauer seinen Hof angelegt hatte.

Nach der Einverleibung Bayerns in das Frankenreich unterstand das Tiroler Gebiet direkt Karl dem Großen. Die Grafen von Tirol werden 1140 zum erstenmal urkundlich erwähnt, sie trugen den Namen ihres Stammschlusses Tirol, gelegen im heutigen Südtirol, das als Herzstück des ganzen Landes galt und gilt.

Unter Albert von Tirol, der von 1210 bis 1253 regierte, wurde Tirol in einer Hand vereinigt. Zu seinem bedeutendsten Herrscher im späteren Mittelalter wurde Meinhard II. (1258—1295). Tirol ist eine der ältesten Demokratien Europas. Seine Fürsten riefen die freien Mannen zur Beratung der öffentlichen Angelegenheiten zusammen und die Bauern wählten ihre Vertreter in den Landtag.

Die Vereinigung Tirols mit Österreich erfolgte durch einen Vertrag, nach dem die Erbgräfin Margarete Maultasch, aus dem Geschlechte Görz-Tirol, am 1. Oktober 1363 die Regierung niedergelegt hatte. Kaiser Karl IV. bestätigte am 8. Februar 1364 die Übergabe des Landes als Reichslehen an den Habsburger Herzog Rudolf IV. 554 Jahre — außer der gewaltsamen Unterbrechung unter Napoleon (1805—1813) — währte die Herrschaft der Habsburger über Tirol. 1918 wurde das Land zerrissen.

Uralt ist die Kultur Tirols, deutsche Heldenlieder und Sagen wie deutsche Dichtung haben vielfach ihren Ursprung in diesem Lande. Der Freiheitswille der Bevölkerung war stark ausgeprägt und ist durch die demokratische Landordnung immer wieder gestärkt worden. In einem solchen Lebensraum, einer solchen geistigen Atmosphäre kam Andreas Hofer zur Welt, wuchs heran und wurde schließlich zum Volkshelden.

In der Mitte des Tales Passeier, hart am Ufer des Wildflusses Passer, steht das „Wirtshaus am Sand“, umgeben von Wiesen, Äckern und Wäldern. Dort wurde am 22. November 1767 Andreas Hofer geboren. Er war unter seinen Geschwistern der einzige Sohn der Familie. Kaum hatte er die Schule vollendet, verstarb sein Vater. Hofers älteste Schwester führte darauf das Anwesen, bis Andreas von seiner Lehr- und Wanderzeit aus Italien zurückkehrte. Nun übernahm Hofer die Leitung des Gasthauses und der Wirtschaft und entwickelte sich zu einem geschickten Geschäftsmann, aber auch zu einem vorbildlichen Hausvater einer zahlreichen Familie. Den Einwohnern seiner Gemeinde wurde er ein guter Ratgeber.

Andreas Hofer, dieser derb und kräftig gebaute Mann, zeigte Züge von Weichheit und Zartheit, die manchen überrascht haben,



Das Sandwirtshaus im Passeiertal.

der sie hinter diesem bärtigen Bauernantlitz nicht vermutet hatte. Er hatte ein Herz für die Jugend, vor allem für die Studenten, die er im Sandhof oft gastfrei begrüßte. Mancher von ihnen hat dann am Freiheitskampf teilgenommen: Josef Ennemoser, der spätere Arzt und Bahnbrecher des Magnetismus, Georg Hauger, der Held der Lienzer Klause, und Kajatan Sweth, der bis zur letzten Stunde des Sandwirts Gefährte blieb.

Hofers Anhänglichkeit an das Haus Habsburg war groß. Sein unerschütterliches Vertrauen auf des Kaisers Wort wurde ihm später zum Verhängnis.

Hofers erste Beziehungen zur Politik ergaben sich aus dem Auftrag seiner engeren Landsleute, als Vertreter des Passeiertales zum offenen Tiroler Landtag nach Innsbruck zu gehen, der nach dem Regierungsantritt Leopolds II. einberufen wurde und vom 2. Juli bis zum 11. September 1790 tagte. Ein Behandlungsgegenstand war die alte Selbständigkeit Tirols, die gegen die zentralistischen Bestrebungen der Wiener Regierung verteidigt werden sollte. Sicher war dieser Landtag ein Erlebnis, das auf den damals Dreiundzwanzigjährigen nicht ohne Wirkung blieb.

Wenige Jahre danach wurde Andreas Hofer mit dem Waffenh Handwerk vertraut. Als 1796 die Franzosen aus Oberitalien gegen Südtirol vorrückten, war Hofer unter den Verteidigern des Tonalepasses.

Das Ende des dritten Koalitionskrieges, nach der Schlacht bei Austerlitz, zwang Österreich, im Frieden von Preßburg 1803 Tirol preiszugeben, obwohl es seit 1363 zu Österreich gehört hatte. Nun kam das Land auf Verlangen Napoleons in den Besitz des damaligen französischen Satellitenstaates Bayern. Schon nach wenigen Monaten verbitterten einschneidende Verfügungen

die Tiroler. Die Beseitigung des Namens „Tirol“ aus der Amtssprache, die Aufhebung der alten ständischen Verfassung, steuerliche Maßnahmen, die zur Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse führten, und kirchliche Reformen im Geiste der Aufklärung wirkten empörend.

Im November 1807 kam es zu einem geheimen Bauernkonvent bei Brixen, an dem Andreas Hofer teilnahm. Den unmittelbaren Anlaß für den Ausbruch der Volkserhebung gab die Einberufung der Tiroler zum bayrischen Militärdienst in den ersten Monaten des Jahres 1809.

Die Niederlagen Napoleons im spanischen Freiheitskampf bewogen Österreich, sich auf einen neuerlichen Krieg mit Frankreich vorzubereiten. Im österreichischen Kriegsplan war Tirol eine wichtige Rolle als natürlicher Festung zugeordnet. Die Unzufriedenheit der Tiroler mit der bayrischen Herrschaft war bekannt. Glückte ein Aufstand der freiheitsliebenden Tiroler, so war ihr Land auch für Österreich wiedergewonnen. Geheime Fäden zwischen Österreich und Tirol waren nie abgerissen. In der weiteren Entwicklung kamen einige Führer der Tiroler Verschwörer, darunter auch Andreas Hofer, nach Wien.

Österreichischerseits waren Erzherzog Johann und der Direktor des Hof- und Staatsarchivs von Hormayr an den Geheimbesprechungen beteiligt. Damit war in den Augen der Tiroler die Volkserhebung vom Kaiser gebilligt.

Der Krieg zwischen Österreich und Frankreich brach bald darauf aus. In der Nacht auf den 9. April 1809 begann der Vormarsch der kaiserlichen Truppen. Die Tiroler schlugen los. Nach wechselvollen Kämpfen war Ende April ganz Tirol, mit Ausnahme der Festung Kufstein, befreit. Doch das Schicksal des Landes hing schließlich vom Kriegsglück der Hauptarmee ab. Daran änderte auch die Dankadresse des Kaisers Franz nichts, die mit den Worten schloß: „Ich zähle auf Euch, Ihr könnt auf mich zählen, und mit göttlichem Beistand soll Österreich und Tirol immer vereint bleiben.“

Das berühmte Wolkersdorfer Billet, das Kaiser Franz in der Freude über den Sieg bei Aspern und den günstigen Verlauf der Mai-Schlacht am Berg Isel unterfertigte, enthielt die Erklärung: „... daß Ich keinen anderen Frieden unterzeichnen werde als den, der dieses Land (Tirol) an Meine Monarchie unauflöslich knüpft.“

In diesem Billet liegt die Wurzel des tragischen Ausgangs der Tiroler Volkserhebung. Schon die nächsten Wochen brachten nach der Schlacht bei Wagram den Waffenstillstand, auf Grund dessen Tirol und Vorarlberg von den österreichischen Truppen zu räumen war.

Andreas Hofer konnte nicht glauben, daß Tirol von Österreich verlassen sei; er erklärte die Nachricht vom Waffenstillstand als feindliche List. Erst Ende Juli wurde auch für Hofer das Unfaßbare Gewißheit: Tirol war von nun an auf seine eigene Kraft angewiesen.

Im Verlauf der Kämpfe wuchs Andreas Hofer weit hinaus über die Gestalt des schlichten Sandwirts, doch seine Art blieb einfach wie vorher. Die dritte Schlacht am Berg Isel eröffnete Hofer mit den Worten:

„Seids beinand Tiroler? Nacher gehn mers an. Die Möß habts gheart, enkern Schnaps habts trunken, also an in Gott's Nam!“

Nach dem Sieg teilten nicht alle den Jubel des Volkes. So schreibt ein Spießbürger Innsbrucks, der Goldschmied J. P. Stettner, in seinem Tagebuch über die begeisterten Rufe „Es lebe unser Vater Hofer!“:

„. . . der fleißige, ruhige Bürger und Landsmann würden sehr gerne in diese Aufrufungen eingestimmt haben, wenn der „Herr Vater“ zu Haus geblieben und das Land nicht neuerdings befreit hätte.“

Trotz solcher Meinungen mußte die Landeshauptstadt froh sein, ihr Geschick in den Händen Andreas Hofers zu wissen. Die Bayern waren vertrieben, die Österreicher hatten nach dem Waffenstillstand das Land verlassen. Wer sollte regieren? Hofer tat es mit Anstand, Würde und nach bestem Wissen.

Eine der ersten politischen Handlungen des Landesregenten Hofer war sein Schreiben an Kaiser Franz mit der Bitte um Rückhalt und Hilfe oder ein offenes Wort, ob weiterer Widerstand sinnvoll sei. Am 12. September kam ein Brief Erzherzog Johanns: „Mein lieber Hofer! Der Krieg fängt von neuem an, bald müssen entscheidende Streiche geschehen . . .“

Mußte nicht dieses Lebenszeichen aus dem österreichischen Hauptquartier den Kampfeswillen der Tiroler wieder entflammen? Neuerliche Kämpfe mit französischen Truppen setzten ein, die aus dem Süden herankamen, und sie waren für die Tiroler sehr verlustreich. Der Höhepunkt ihrer Erfolge war überschritten. Noch erlebte Andreas Hofer einen Ehrentag als Krönung seines Befreiungskampfes und seiner Regentschaft. Am 4. Oktober 1809, dem Namenstag des Kaisers, wurde ihm in dessen Auftrag und in Anerkennung seiner Verdienste eine goldene Ehrenkette überreicht. Er empfing sie in der Hofkirche zu Innsbruck, in der er einige Jahre später seine Ruhestätte finden sollte.

Am 14. Oktober, zehn Tage nach der Feier in Innsbruck, wurde der Friede von Schönbrunn geschlossen und Tirol entgegen dem

feierlichen Versprechen des Kaisers den Feinden abermals preisgegeben. Am selben Tage befahl Napoleon die neuerliche Besetzung Tirols.

Andreas Hofer konnte und wollte an den Verzicht Österreichs auf Tirol nicht glauben, bis ihm am 29. Oktober durch einen Abgesandten Erzherzog Johanns Gewißheit wurde. Nun schien er zur Einstellung des Kampfes bereit. Doch Pater Haspinger war es, der ihn umzustimmen verstand. Ein weiteres Schwanken Hofers wurde durch die Drohungen seiner erregten Bauern überwunden.

Die letzten Gefechte begannen und gingen für die Tiroler verloren. Auf Hofers Kopf wurde von den Franzosen eine Prämie ausgesetzt. Verfolgt und verraten wurde Andreas Hofer schließlich am 28. Jänner 1810 auf der Pfandleralm, im Meraner Gebiet, von den Franzosen gefangengenommen und nach Mantua gebracht. Nach einem kurzen kriegsgerichtlichen Verfahren führte man Hofer am 20. Februar auf den Exekutionsplatz. Kurz vorher schrieb er seinen letzten Brief an seinen Freund Vinzenz v. Pühler, der mit den unvergessenen Worten endete:

„Ade mein schnede Welt, so leicht khombt mir das sterben for, daß mir nit die Augen naß werden.“

Zwölf Grenadiere stellten sich zur Hinrichtung auf. Das Tuch zum Verbinden der Augen wies Hofer ebenso zurück wie das Niederknien. Er selbst kommandierte: „Feuer!“ Nach zwei Salven gab dem noch immer Lebenden ein Feldwebel den Gnadenschuß. So starb ein Held, der im Bewußtsein nicht nur der Tiroler, sondern aller volkstreuen Menschen auch durch das Andreas-Hofer-Lied weiterlebt.

Auf seinem Grabstein in der Innsbrucker Hofkirche steht zu seinem Gedenken:

*„Hostes, victorem populum comescuit et se;
Spes, dux, pax, princeps, victima, lux patriae.“*

*„Er besiegte den Feind, die siegtrunkene Scharen
und sich selber,
Hoffnung, Lenker und Hort, Opfer und Leuchte
Tirols.“*

Quellen: Das Südtiroler Heimatbuch, Verlag Austria Press; Geschichte Andreas Hofers, Verlag Poetzelberger, Meran; Südtirol — Mai's Taschenbücher, Verlag „Volk und Heimat“, Buchenhain vor München; Südtirol, Prof. Dr. Franz Huter, Verlag Geschichte und Politik, Wien.

BAU UND ENTSTEHUNG DER ALPEN

unter besonderer Berücksichtigung Tirols

Die Alpen in ihrer gewaltigen Pracht sind doch nur ein Mosaikstein eines riesigen Ketten- und Faltengebirgsgürtels, eines Systems von Hochgebirgen, das den eurasiatischen Kontinent wie ein breites Band durchzieht. Beginnend im äußersten Westen, in der Sierra Nevada Spaniens, streichen die Gebirgsketten bis zur Halbinsel Kamtschatka am Beringmeer; von hier aus wird über die Inselgruppe der Aleuten eine Verbindung mit den in Struktur und Baugeschichte eng verwandten Gebirgssystemen im Westen Amerikas, den Rocky Mountains und Anden, hergestellt.

Wenn wir uns nun den Alpen näher zuwenden, so stellt sich zunächst die Frage der Abgrenzung gegen den benachbarten Apennin. Im Hinterland des Golfes von Genua berühren sich beide Gebirge in einer schmalen Depressionszone* nahe des Giovi-Passes. Von hier streicht der Alpenbogen zuerst küstenparallel nach Südwesten (Ligurische Alpen), um dann alsbald in einem scharfen Knick unter dem Einfluß des französischen Zentralplateaus in Nordrichtung einzuschwenken. Etwa in der Breite des Mont Blanc (4810 m), der Zone kräftigster Heraushebung und stärkster Einschnürung auf eine Breite von nur 135 Kilometer, erfolgt das Umbiegen nach Nordosten und später nach Osten. Im weiteren Verlauf streben die Gebirgsketten allmählich fächerförmig auseinander, sie verlieren an Höhe, erreichen dafür aber im Meridian von Verona ihre größte Breite von 260 Kilometern. Östlich von Salzburg ist eine Aufspaltung in viele Einzelgebirge mit weiterhin abnehmender Höhe zu beobachten, die Schneegrenze wird nicht mehr überschritten, so daß der Charakter des Hochgebirges zugunsten der Mittelgebirgsformen verloren geht. Schließlich greifen die nördlichen Alpenzüge jenseits der Donau auf die Karpaten über, die südlichen Ketten biegen entlang der Adria nach Südosten ab, um in den Dinariden ihre Fortsetzung zu finden.

Dieser von Genua bis Wien fast 1200 Kilometer lange Alpenbogen läßt sich in zwei Teilräume, die Ost- und Westalpen, gliedern, deren auf geologisch-tektonischen Kriterien basierende Grenze vom Bodensee über das Rheintal und den Splügenpaß zum Comersee verläuft. Die Westalpen sind auf engerem Raum zusammengedrängt und damit schmaler, geschlossener und höher aufgetürmt als die stark aufgefächerten und durch mehrere große

* Siehe Erklärung der Fachausdrücke auf Seite 24.



Bild 1:

Innsbruck, Hauptstadt Tirols. Blick vom Berg Isel gegen die Nordkette (Karwendel, Kalkalpen). Links Rokokobasilika von Wilten, rechts die Stiftskirche von Wilten (Barock). Das Chorherrenstift der Prämonstratenser wurde 1138 gegründet.

Längstalzüge geteilten Ostalpen. Allerdings stellen sich diese Unterschiede nicht entlang einer scharf gezogenen Grenzlinie wie der oben genannten ein, sondern sie vollziehen sich in einer Übergangszone, die etwa zwischen dem Rheinquertal und dem Brennerpaß liegt.

Die nächste Frage, die in diesem Zusammenhang interessiert, ist die nach dem Gesteinsaufbau der Alpen, wie er sich etwa bei einer Durchquerung von München über Innsbruck, den Brennerpaß nach Bozen und Verona darbietet.

Aus dem jungtertiären und quartären Alpenvorland, das wir bis Rosenheim durchfahren, steigen zunächst auf einer Breite von 10—15 Kilometer die bereits in die Gebirgsfaltung einbezogenen, bis etwa 1800 Meter hohen *Flyschberge* empor; ihr Material setzt sich aus Verwitterungsschutt zusammen, der bei der Alpenheraushebung anfiel. Darüber erhebt sich mit klaren, scharf abgezeichneten Konturen die *nördliche Kalkzone*, mit ihren aus Triaskalken und -dolomiten aufgebauten schmalen Ketten. Sie gliedert sich in das zum Vorland hin gelegene Band der Kalkvoralpen, deren weichere, gerundete Formen gegenüber den ge-

birgseinwärts anschließenden, schroffen Kalkhochalpen auf das Vorhandensein von weniger widerständigen Gesteinen der Jura- und Kreideformation zurückzuführen sind. Wir durchfahren die Grenze zwischen beiden, die übrigens etwa mit der 2500-Meter-Höhenlinie zusammenfällt, bei Kufstein. Ab Wörgl bildet die Längstalfucht des Inn eine deutliche Grenze zwischen den Zaken und Graten der Kalkalpen im Norden und den paläozoischen Schiefen der nur sporadisch auftretenden *Grauwackenzone* im Süden, den Kitzbüheler Alpen, die auf Grund ihrer gerundeten Bergformen und ihrer geringeren Hangneigung fast den Charakter eines Mittelgebirges aufweisen. Westlich der Einmündung des Zillertales wird die Grauwackenzone von Gneisen und anderen, zum Teil wenig widerständigen kristallinen Schiefen der *Zentralalpen* abgelöst, so daß sich bei der Anfahrt auf Innsbruck der eindrucksvolle Kontrast zwischen den Kalkschroffen des Karwendelgebirges im Norden (auf der rechten Seite in Fahrtrichtung, siehe Bild 1) und den weicheren Bergformen des aus Glimmerschiefern und Phylliten aufgebauten Patscherkofels im Süden (links in Fahrtrichtung, siehe Bild 2 linker Bildrand) darbietet. Von Innsbruck zum Brenner nach Süden — links abbiegend, durchqueren wir die hier etwa 75 Kilometer breite,

Bild 2:

Innsbruck. Blick über die Seegrube (auf der Nordkette) auf die im Inntal im Dunst liegende Stadt gegen Süden in das zum Brenner führende Silltal mit seinen Terrassen. Links am Bildrand Patscherkofel, im Hintergrund Zentralalpen.



zentralalpine Gesteinszone. Knapp unterhalb von Brixen springt ein deutlicher Gesteinswechsel ins Auge: dunkelrot gefärbte Felswände säumen beide Flanken des Eisacktales und lösen die Grautöne der kristallinen Schiefer ab. Wir sind hier, in der Gabel zwischen Etsch und Eisack, auf die *Bozner Quarzporphyrplatte* gestoßen, eine erstarrte Ergußmasse aus dem Paläozoikum, in die verschiedene Tufflagen eingestreut sind. Auffallend sind die engen und tief eingegrabenen Täler sowie die starke Zerklüftung dieses Gesteins. Der Bozner Quarzporphyr bildet gleichzeitig die Grenze zwischen den Zentralalpen und den *südlichen Kalkalpen*. Letztere begleiten uns etschabwärts mit ständig abnehmenden Höhen und schon nahezu mediterranem Landschaftscharakter bis zum Eintritt in die Poebene bei Verona. Eine südliche Grauwackenzone wie auch die Flyschzone fehlen im Bereich unserer Fahrtroute: erstere findet man innerhalb der Ostalpen nur in den Karnischen Alpen, letztere wurde lediglich in einem schmalen Band südlich der Julischen Alpen abgelagert.

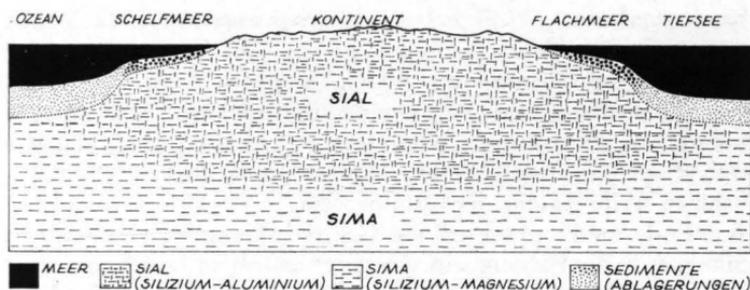
Zusammenfassend sei festgestellt, daß die Gesteinszonen der Alpen im Idealfall also symmetrisch aufgebaut sind, wobei die Symmetrieachse die zentralalpine Kristallinzone etwa in der Mitte durchläuft. Diese Linie bildet gleichzeitig eine vom Mont Blanc im Westen bis zu den Hohen Tauern durchziehende Kullinationszone. Die von uns überquerte Brennersenke stellt mit nur 1370 Meter über dem Meer eine kräftige Einmündung dieser Höhenzone und daher einen der bequemsten Alpenpässe dar.

Würden wir eine ähnliche Nordsüd-Durchquerung der Alpen weiter im Westen etwa im Gebiet des Gotthard oder von Bern nach Turin durchführen, so müßte das eben entworfenene Profil des Gesteinsaufbaus einige Veränderungen erfahren, zeigen doch die Westalpen bei einer engeren Zusammendrängung einen insgesamt komplizierteren Bau der Gesteinspakete. Dies trifft vor allem auf die zentralalpine Zone zu, die in eine äußere und eine innere kristalline Zone gegliedert ist, zwischen denen als Bindeglied die Bündner Schiefer liegen, eine der Grauwackenzone vergleichbare Gesteinsausprägung.

Im Anschluß an den Gesteinsaufbau soll nun das Problem der Entstehung der Alpen beleuchtet werden. Auf Grund der Lageungsverhältnisse und Strukturen der Gesteinszonen lassen sie sich zum Typ der Falten- und Deckengebirge einordnen. Dadurch ist bereits ein entscheidender Faktor angesprochen: nicht einfache Aufwölbung, sondern seitlicher Zusammenschub mit anschließender Heraushebung ließ das größte Hochgebirge Europas entstehen. Wenngleich die Alpen zu den jüngsten Gebirgen der Erde gehören — sie entstanden erst in der ausgehenden Kreide und im Tertiär — so findet man doch im Bereich der

autochthonen Massive der westlichen Zentralalpen und in der nördlichen Grauwackenzone auch ältere Kerne, die während der variskischen Orogenese, also im Zusammenhang mit der deutschen Mittelgebirgsschwelle, entstanden sind. Neben diesen autochthonen Massiven nehmen allochthone, d. h. nicht an ihrem heutigen Lagerungsort entstandene Deckensysteme den größten Raum ein.

Nach der variskischen Orogenese bildete sich im Bereich der heutigen Alpen ein riesiger Synklinaltrug, ein Meeresbecken, die Tethys, dessen Boden in die Tiefe gesunken war und die nun als Sammelbecken für den Schutt ihrer verwitternden Ufer diente. Wie dann daraus das Hochgebirge im einzelnen entstand, ist bis heute — trotz des Vorhandenseins zahlreicher Theorien und Hypothesen — nicht in letzter Konsequenz geklärt. Es kann hier nicht der Platz sein, das Für und Wider der einzelnen Ansichten gegeneinander abzuwägen. Vielmehr sollen lediglich einige Grundprinzipien entwickelt werden, deren Bestand als gesichert anzusehen ist.



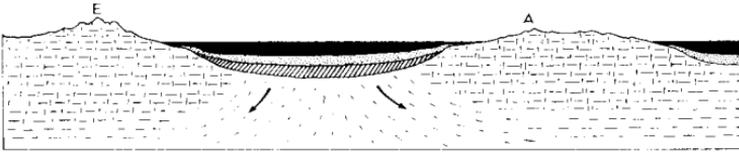
Schematischer Schnitt durch einen Kontinent. Um die Skizzen auf Seite 23 zu verstehen muß man wissen, daß die herrschende Lehrmeinung der Geologen annimmt, daß die Erdkruste aus zwei Schichten besteht. Aus dem leichteren, kristallinen SIAL (in der Hauptsache Silizium-Aluminiumverbindungen, spez. Gewicht 2,7) und dem schwereren SIMA (Silizium-Magnesiumverbindungen, spez. Gewicht 3,0). Die Kontinente aus SIAL schwimmen wie Eisberge auf dem glasartigen, sehr zähflüssigen SIMA. Nur der geringste Teil ragt heraus. Der Boden der Ozeane, bedeckt mit dem Verwitterungsschutt, den die Flüsse von den Kontinenten hereinflößen, besteht aus einer dünneren Schicht SIAL. Diese Anschauung hat als erster A. Wegener entwickelt (Lehre von der Kontinentalverschiebung). Nach ihm entwickelten A. Ampferer u. a. zusätzlich die Lehre von Unterströmungen im SIMA, hervorgerufen durch Wärmeaustausch ähnlich den Strömungen in der Atmosphäre (Unterströmungstheorie). Diese Strömungen im SIMA führen — neben anderem (Schwerkraft, Belastungen durch Eis in Eiszeiten) — zu Verschiebungen, Hebungen und Senkungen der Kontinentschollen.

Die Gebirgsbildung gliedert sich in vier Phasen: während des einleitenden Geosynkinalstadiums, das sich über das ganze Mesozoikum erstreckt, werden große Mengen Verwitterungsschutt in der Tethys abgelagert. In der Jurazeit kommt es zur Ausbildung von Schwellen, die Großsynklinale, das Tethysmeer, wird in Teiltröge, also einzelne Meeresbecken aufgliedert, die man die helvetische, penninische und ostalpine Synklinale genannt hat.

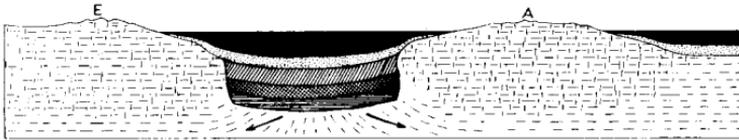
Die zweite Phase, das sogenannte hochorogene Stadium, liegt in der oberen Kreide und im Alttertiär. Durch die vorherrschende Schubbewegung aus Süden werden die Gesteinspakete aus den Teilsynkinalen herausgepreßt, nach Norden verfrachtet und deckenförmig übereinander gelegt; es entstehen der helvetische, penninische und ostalpine Deckenstapel. Besonders weit war der Transportweg der ostalpinen Decke, sie überwältigte die penninische und zum großen Teil noch die helvetische Decke. Durch tektonische Vorgänge und vor allem durch die Verwitterung sind die Deckensysteme heute nicht mehr in vollem Umfang in ihren ursprünglichen Ablagerungsgebieten anzutreffen: wie der Name bereits andeutet, ist die helvetische Decke hauptsächlich in den Schweizer Westalpen verbreitet, in den Ostalpen tritt sie nur sporadisch auf. Sie nimmt u. a. weite Teile des Gebirges nördlich der Rhône-Rhein-Linie ein. Die penninische Decke schließt südlich davon an und umfaßt in ihrer typischen Ausprägung das Gebiet der Bündner Schiefer. Die ostalpinen Decken schließlich nehmen weite Räume der Ostalpen ein.

Am Ende dieser Phase ist die Gebirgsbildung im geologischen Sinne, d. h. die Faltung, ein sich unter enormem Druck und auch erhöhter Temperatur unter der Erdoberfläche abspielender Vorgang, abgeschlossen. Es existieren bis jetzt noch keine Hochgebirgsformen, sondern vielmehr ein ausgesprochenes Sanftrelief mit vielen Ebenheiten.

Erst im anschließenden postorogenen Stadium erfolgt dann die Heraushebung zum eigentlichen Hochgebirge, ein Vorgang, der sich in mehreren Einzelphasen vollzog. Beginnend an der Wende Miozän/Pliozän, also bereits im Jungtertiär, erhielten die Alpen allmählich ihre heutige Höhe. Unmittelbar damit verknüpft ist das letzte Stadium der Gebirgsbildung, die Abtragsphase. Gleichzeitig mit der Heraushebung beginnt die Erosion, also die Arbeit des fließenden Wassers wie der Gletscher, auch des Windes und anderer Faktoren, kräftig in die Tiefe zu nagen, es kommt zu einer intensiven Zertalung. Während der Stillstandsphasen der Hebung ruht die Tiefenerosion, eine nach den Seiten gerichtete Abtragung setzt ein und schafft breite Talböden, welche mit Beginn der nächsten Hebung wieder zerkerbt werden.



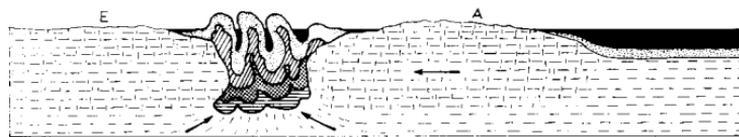
Bildung einer Geosynklinale. Unterströmungen zwischen E und A, zweier Kontinentschollen, führen zur Entstehung einer Senke, in der das Tethysmeer sich bildet.



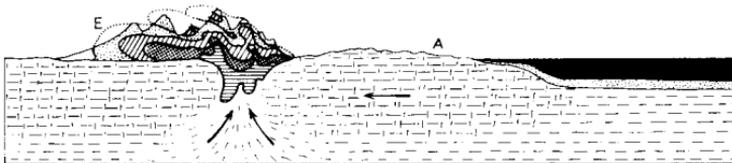
Ablagerungen im Tethysmeer bilden sich aus dem Verwitterungsschutt der Kontinente; ihr Gewicht verstärkt die Senkung.



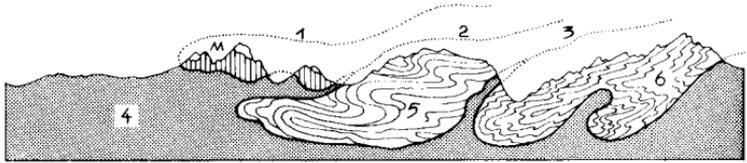
Faltungsvorgang: Die Unterströmung schlägt um, die Kontinentscholle A drückt gegen E, beide Kräfte falten tief unter der Oberfläche die Ablagerungen. Es entstehen Teilröge (helvetische, penninische und ostalpine Synklinale).



Beginn der Gebirgsbildung. Die gefalteten Schichten werden gehoben und die Synklinalen ausgepreßt (Orogen-Phase). Mittelgebirgsformen entstehen.



Postorogene Phase. Die Hebung und Ausquetschung geht weiter, Eis, Wasser — manchmal auch Wind — formen jetzt Täler, Terrassen und Gipfel eines Hochgebirges.



Die Mythen. Schönstes, auch dem Nichtfachmann verständliches Beispiel vom Bau der Alpen. M = Mythen aus triassischen Kalken der ostalpinen Decken (1), die auf dem jüngeren Flysch (4) (Kreide- bis Oligozänzeit) auflagern. (2) und (3) Säntis- und Axendecke (zur helvetischen Decke gehörend), (5) und (6) gefaltete Schichten der Zentralalpen (Helveticum). Nach A. Heim aus R. Brinkmann, Abriß der Geologie, Bd. 1, S. 147). Sichtbar werden die Mythen bei der Anreise mit der Gotthardbahn sowie die Bahn die Ufer des Zuger Sees verläßt und — links in Fahrtrichtung — den Lowerzer See erreicht.

So entstand der charakteristische Wechsel von steilen Hängen und flachen Terrassen, Hangleisten und Plateaus, der alpine Stockwerkbau (vergl. Bild 2).

Diese Abtragungsphase dauert bis zur Gegenwart an, wie sich an Bergstürzen, Schuttkegeln, Schwemmfächern u. a. unschwer feststellen läßt und bedeutet, daß die Alpen bis heute keine endgültige Gestalt besitzen, sondern daß Verwitterungskräfte ihre Oberflächenformen ständig verändern.

I. Erklärung der Fachausdrücke

Allochthon: von fremdem Boden oder aus fremdem Land stammend — ortsfremd.

autochthon: am Fundort selbst gebildete Gesteine — bodenständig.

Depression: Landsenke, Eintiefung unter das Niveau des Meeresspiegels (Totes Meer).

Flysch: meist graue Sandsteine und Tonschiefer (Unterkreide bis Oligozän).

Geologie: Wissenschaft von der Entstehung und dem Bau der Erde.

Geosynklinale: langsam und stetig absinkende Räume der Erdkruste, die häufig zu Meeresräumen werden, in denen sich Schotter, Sand und Schlamm zu neuen Gesteinsschichten ablagern.

Glimmerschiefer: metamorphes, d. h. durch Absinken in tiefere Erdräume durch Druck und Temperatur schiefrig umgebildetes Gestein, das das Mineral Glimmer neben wechselnden Mengen Quarz enthält. Gelegentlich finden sich darin Granat, Turmalin und andere Mineralbeimischungen.

Gneis: Als Ortho-Gneis aus Erstarrungsgesteinen, als Para-Gneis aus Ablagerungs-(Sediment-)gesteinen metamorph zu einem granitähnlichen Gestein mit häufig schiefrig-schichtiger Anordnung der Mineralien umgewandelt. Verwittert im Gegensatz zum Granit scharfkantig.

Grauwacken: festes, grobkörniges Ablagerungsgestein mit Quarz, Feldspat, Glimmer, Tonschiefer.

Kristallin: Gestein, das aus Kristallen zusammengesetzt ist.

Kulmination: Erreichung eines Höhepunktes, Kulminationszone: bei Gebirgen Kammzone, Kammlinie.

Orogenese: Gebirgsbildung, orogenetisch sind die gebirgsbildenden Bewegungen der Erdkruste.

Phyllit: dünnschiefriges, manchmal gefaltetes, ebenflächiges metamorphes (s. o.) Gestein mit den Hauptbestandteilen Quarz und Glimmer. Farbe: meist grau, gelegentlich graublau, gelb oder gelbgrün, auch Tonglimmerschiefer genannt.

Quarzporphyr: Porphyre sind Ergußgesteine, bei denen in einer dichten, zum Schluß rascher erkalteten Grundmasse größere, früher langsam erkaltete Kristalle — meist Quarz und Feldspate — „schwimmen“.

sporadisch: verstreut, einzeln.

Tektonik: Lehre von den Bewegungen der Erdkruste, tektonisch: geologische Erscheinungen, z. B. eine gewisse Art von Erdbeben, die mit dem Bau und den Bewegungen der Erdkruste zusammenhängen.

Tethys: erdumfassendes, in wechselnder Gestalt vom Paläozoikum bis zum Beginn des Tertiärs bestehendes Mittelmeer. Die sich in ihm ablagernden Schichten bilden, zusammengepreßt, gefaltet und dann emporgehoben, den großen Gürtel der Faltengebirge, von den Pyrenäen über die Alpen bis zum Himalaja.

variskisch: so nennt man die Auffaltung eines Gebirges, das, in verschiedenen Phasen vom Karbon bis zum Ende des Paläozoikums sich bildete, von Wales über Südbelgien und Nordfrankreich nach Ostdeutschland reichte und so eine ältere, den tertiären Alpen ähnliche Gebirgskette bildete. Seine Reste sind der Kern der mitteleuropäischen Mittelgebirge.

II. Geologische Zeittafel

	Formationen	Mill. Jahre				
Archaikum (Urzeit)	Azoikum	250				
	Eozoikum (Algonkium)	200				
Paläozoikum (Erdaltertum)	Kambrium	80				
	Silur	120				
	Devon	100				
	Karbon	} Variskische Faltung	50			
	Perm		20			
Mesozoikum (Erdmittelalter)	Trias	} Buntsandstein Muschelkalk Keuper	30			
			Jura	} Lias (schwarz) Dogger (braun) Malm (weiß)	20	
					Kreide	70
	Neozoikum (Erdneuzeit)	Tertiär			} Paleozän Eozän Oligozän Miozän Pliozän	} Alpen-Faltung
			Quartär	} Diluvium (Eiszeit) Alluvium (Jetztzeit)		
0,02						



Klausen. Gasse mit den für Tirol typischen Erkern.

Dieter Roser

DER SÜDEN TIROLS

Reise in seine Vergangenheit und Gegenwart.

Auf der einen Seite Tiefländer, die vor 100 Jahren noch fieberverseucht waren, auf der anderen Seite majestätisch aufragende Berggipfel und gletscherbedeckte Hochflächen — so begegnet uns Südtirol. Die Natur schuf durch den ständigen Gegensatz von Berg und Tal und den raschen Wechsel der Klima- und Vegetationsstufen eine eindrucksvolle Mannigfaltigkeit. Der Mensch hat sie durch seine Kulturarbeit, durch die unterschiedliche Anlage seiner Fluren und Siedlungen, nachdrücklich unterstrichen. Selbst der Weitgereiste wird zugestehen, daß nur selten auf so begrenztem Raume eine solche Vielzahl voneinander so verschiedener Landschaftsbilder vor seine Augen tritt wie im Gebiet zwischen Reschen, Brenner und Salurner Klause. Man denke nur an den Gegensatz zwischen dem massigen, fast 4000 m hohen Kalkklotz „König Ortlers“ und den benachbarten, üppigen Obstkulturen des mittleren Vintschgaus oder den südlich anmutenden Weinpergeln des Meraner und Bozner Gebiets — oder an die krassen Unterschiede zwischen der unberührten Natur innerhalb der schroff aufragenden Türme und Grate der Dolomiten und der gar nicht weit entfernten, dunstbedeckten Bozner Industriezone.

Der Reisende, der am Brenner- oder Reschenpaß die Grenze nach dem südlichen Teil Tirols passiert, begegnet zunächst italienischen Zöllnern. Fährt er dann das Eisack- oder Etschtal abwärts, geben ihm die zweisprachigen Ortsschilder einen ersten Eindruck davon, daß in diesem für den Erholungssuchenden wie für den kulturell Interessierten so lohnenden deutschen Landstrich heute verschieden sprechende Volksgruppen leben. Nimmt man sich noch die Zeit, in den malerischen Städten und Dörfern des Etsch- und Eisacktales zu verweilen, so ist unschwer festzustellen, daß talabwärts die italienischen Laute ständig zunehmen, um in den beiden größten Städten des Landes, Bozen und Meran, mit 80 Prozent bzw. 60 Prozent ein eindeutiges Übergewicht zu haben. Von den knapp 400 000 Menschen, die gegenwärtig zwischen Brenner und Salurner Klause ansässig sind, geben zwei Drittel deutsch und ein Drittel italienisch als Muttersprache an.

Wer in den Osten des Landes, ins Herz der Dolomiten vordringt, trifft gar noch eine dritte, die rätoromanische Volksgruppe der Ladinier an, die hier noch rund 10 000 Menschen umfaßt. Ähnlich wie die Romantschen in Graubünden konnten

sie, nach ehemals viel größerer Verbreitung im Alpenraum, ihre sprachliche Eigenart in diesem Rückzugsgebiet bis heute bewahren, kulturell und politisch stehen sie den Deutschtirolern sehr nahe.

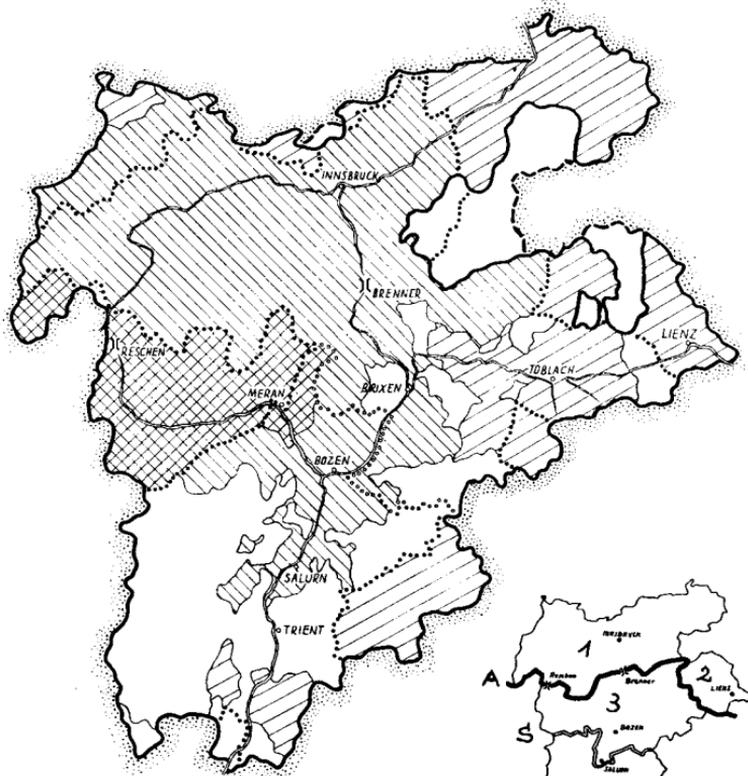
Wie kommt es nun, daß in einem Land, das nur ein Fünftel der Fläche Baden-Württembergs umfaßt und zudem noch beträchtliche unbewohnbare Areale in der Hochgebirgsregion aufweist, drei verschiedene Sprachen anzutreffen sind?

Südtirol hat eine sehr wechselvolle Geschichte hinter sich. Bereits in vorchristlicher Zeit war das Gebiet von mehreren Volksgruppen besetzt: oberhalb der Töll, jener markanten Talstufe unweit Meran und nördlich der Eisackschlucht bei Bozen, saßen illyrische, südlich davon keltisch-etruskische Stämme. Auch nach der römischen Besetzung (15 v. Chr.) blieb diese räumliche Aufgliederung erhalten, kam doch der illyrische Bereich zu den beiden Provinzen Rätien, während der keltisch-etruskische Teil Italiens zugeschlagen wurde. Die Römer siedelten entlang der beiden Durchgangsachsen; sie beeinflussten in intensiver Weise die Sprache und Kultur des Raumes, als deren Resultat das rätoromanische Volkstum entstand.

Mit dem Ende des römischen Reiches dringen in rascher Folge und jeweils nur kurzfristig verschiedene germanische Stämme (Goten, Franken) nach Südtirol ein. Aber erst die Bajuwaren wurden wirklich sesshaft: im Jahre 592 überschritten sie den Brenner und bereits kurze Zeit später sehen wir sie in Auseinandersetzungen mit den Slawen verwickelt, die von Osten her, über das Toblacher Feld, Einlaß begehrten. Nachdem die Slawen und auch die von Süden einsickernden Langobarden zurückgeschlagen waren, konnte sich im Jahre 680 in Bozen ein bairischer Graf niederlassen. Der politischen Machtergreifung folgte alsbald die kolonialisatorische Durchdringung des Raumes — dergestalt, daß sich die Bajuwaren friedlich neben und zwischen der ohnehin nur spärlich vorhandenen rätoromanischen Bevölkerungsschicht niederließen. Um die Jahrtausendwende griff die bajuwarische Landnahme auch auf das südlich der heutigen Provinzhauptstadt gelegene Bozner Unterland und das Überetsch mit den bekannten Weinorten Kaltern, Eppan und Tramin aus.

Nachdem 1248 die Grafen von Tirol die politische Einheit des ganzen Landes nördlich und südlich der alpinen Hauptwasserscheide herstellen konnten, wurde in der Folgezeit das rätoromanische Volkselement von dem sich ständig ausbreitenden Deutschtum fast vollständig aufgesogen. Eine der bedeutendsten Leistungen des bajuwarischen Volksstammes war die im 11. Jahrhun-

Geschichtliche Entwicklung Tirols



Kleine Karte rechts:

- 1 Nordtirol (bei Österreich)
 - 2 Osttirol (bei Österreich)
 - 3 Südtirol (bei Italien)
 - 4 Trentino (italienisch)
- A heutige Staatsgrenze zwischen Österreich und Italien
 S Deutsch-italienische Sprachgrenze

Große Karte links:

- Grenze der reichsunmittelbaren Fürstbistümer Brixen und Trient im 11. Jahrhundert
- Grenze der Hochstifte Brixen und Trient
- ▨ Grafschaft Tirol im 12. Jahrhundert
- ▧ Gebietszuwachs Tirols im 13. und 14. Jahrhundert
- ▩ vom 14. bis 16. Jahrhundert der Grafschaft angegliedert
- 1803 säkularisierte Gebiete der Bistümer Brixen und Trient
- Grenze Tirols nach der Landesverordnung von 1532
- ▤ Grenze des österreichischen Kronlandes Tirol bis 1919

dert einsetzende Höhenkolonisation, eine Rodung der Bergflanken und der hoch gelegenen Seitentäler. Die Grenzen der menschlichen Fluren und Siedlungen wurden so bis zum Ende des Mittelalters stellenweise nahe an die 2000-m-Linie herangetrieben.

Unter der Herrschaft der Habsburger war bis zum Beginn der Reformation der Höhepunkt der deutschen Ausbreitung erreicht: in geschlossener Siedlung überschritt sie die Salurner Klause um 20 km nach Süden bis zur Avisiomündung, inselhaft waren Deutsche bis nach Rovereto sowie in verschiedenen Seitentälern ansässig. Doch bereits die Gegenreformation leitete wieder einen Rückgang des Deutschtums ein, letztlich verursacht durch das Bestreben des Landesherrn, den des Luthertums verdächtigen deutschen Pfarrerstand durch italienische Geistliche zu ersetzen. Unterbrochen von kleineren, durch die beginnende Bonifizierung der versumpften und malariaverseuchten Etschniederung bedingten Schwankungen, pendelte sich bis etwa 1800 die Sprachgrenze an der Salurner Klause, also 40 km ertschabwärts von Bozen, ein.

Wie erklärt sich nun der Anspruch Italiens auf Südtirol, da doch der letzten Volkszählung unter österreichischer Herrschaft aus dem Jahre 1910 zufolge, der Anteil der Italiener nur bei 3 Prozent der Gesamtbevölkerung lag? — Seine Wurzeln liegen im italienischen Nationalismus des 19. Jahrhunderts, als die Theorie der Wasserscheidengrenze — die übrigens bis in die Renaissance zurückreicht — deutliche Konturen annahm. Wie ja bekannt, hat sich im Friedensvertrag von St. Germain (1919) das Prinzip der Wasserscheide als politische Grenze durchgesetzt, wobei allerdings gewisse Abweichungen ins Auge springen: am Reschen wie auch im Toblacher Feld überschritt Italien aus strategischen Gründen die Wasserscheide und annektierte u. a. das zum Flußsystem der Drau gehörige Sextental. Für die deutschsprechende Bevölkerung bedeutete dieser Umschwung viel mehr als nur einen Wechsel der Staatsbürgerschaft, setzte doch mit der Machtergreifung des Faschismus im Jahre 1922 ein Prozeß der Entnationalisierung ein, der Südtirol dem deutschen Volkskörper entreißen sollte.

Von den zahlreichen Gewaltmaßnahmen gegen die Deutschtiroler seien hier nur einige wenige erwähnt: der Name „Tirol“ wurde verboten — an seine Stelle trat der ohne jegliche historische Bindung entstandene Kunstname „Alto Adige“ (= Hochetsch); die deutschen Schulen wurden aufgelöst, ab Klasse 1 der Volksschule wurde jeglicher Unterricht, auch der Religionsunterricht, in italienischer Sprache erteilt. Es blieb den Südtirolern nur noch die Familie und das Gotteshaus als letzte Zufluchtsstätte der

Muttersprache. Auch die Behörden einschließlich der Gerichte hatten als einzige zugelassene Sprache italienisch. Durch die Beseitigung des althergebrachten Höferechts sollte das deutsche Bauerntum in seinen Grundfesten erschüttert werden. Man versuchte, mit Hilfe großzügiger staatlicher Förderungsmaßnahmen italienische Landwirte in Südtirol anzusiedeln — ein Unterfangen, das von Anfang an zum Scheitern verurteilt war, lief doch die Lebensweise auf den einsamen Berghöfen der geselligen italienischen Lebensauffassung völlig zuwider; auch das Gemeinschaftsleben im Tiroler Dorf wies keinerlei Parallelen zu den stadtdähnlichen ländlichen Wohnplätzen Italiens auf, so daß, trotz der äußerst günstigen Ansiedlungsbedingungen, der Zustrom italienischer Bauern bald versiegte.

So verlegte der italienische Staat seit dem Ende der zwanziger Jahre seine Anstrengungen zur Überwältigung der deutschen Majorität auf den Sektor der Industrialisierung. Das Versprechen überdurchschnittlicher Verdienste lockte eine Vielzahl von Arbeitern, Angestellten und Beamten ins Land. Es entstand die Bozner Industriezone, welche mit ihren abgasreichen Stickstoff-, Aluminium- und Magnesiumwerken dem Fremdenverkehrsgewerbe der renommierten Kurorte Bozen-Gries und Meran-Mais schwere Schäden zufügte und das dort investierte deutsche Kapital entwertete.

Alle Zwangsmaßnahmen haben es letztlich nicht vermocht, an den Grundfesten des Südtiroler Volkstums zu rütteln. Dieses tapfere Bergvolk hat der Welt eindringlich bewiesen, wie man durch zähes Festhalten an der Muttersprache seine geistige und kulturelle Eigenart bewahren kann. Auch der letzte Schlag, die im Berliner Vertrag zwischen Mussolini und Hitler vom 23. Juni 1939 vereinbarte „Aussiedlung der Volksdeutschen zwischen Brenner und Salurn“ wurde überstanden. Damals optierten zwar 83 Prozent der Deutschtiroler und Ladinler für Deutschland, tatsächlich abgewandert sind jedoch glücklicherweise nur ein Viertel der Optanten — hauptsächlich unselbständige Arbeiter und Handwerker ohne Immobilienbesitz. Es gelang, das mit eigenem Grundbesitz ausgestattete, bodenständige Bauerntum fast vollzählig auf der heimatlichen Scholle zu erhalten. Über die Hälfte der Umsiedler ließ sich in Nordtirol nieder, weitere 30 Prozent verteilten sich auf das übrige Österreich, der Rest zog nach Deutschland, überwiegend in die heutigen Bundesländer Bayern und Baden-Württemberg, vereinzelt auch nach Hessen und Nordrhein-Westfalen. Aus der nichtbäuerlichen Berufsstruktur der Aussiedler wird der starke Zug in Städte mit ihrem umfassenden und differenzierten Beschäftigungsangebot verständlich.

Die erwartete starke Rückwanderung der Optanten nach Kriegsende blieb aus: nur knapp 30 Prozent der 75 000 abgewanderten Deutschtiroler kehrte in die Heimat zurück.

Trotz des Zusammenbruchs der Diktaturen in Rom und Berlin brachte das Ende des zweiten Weltkrieges den Südtirolern nicht die erhoffte politische Lösung. Der in einer umfangreichen Unterschriftenaktion dokumentierte Wunsch eines Anschlusses an Österreich blieb dem Land versagt. Es erschien den Großmächten nicht ratsam, Italien auch noch Südtirol wegzunehmen, nachdem es schon den Großteil seiner Kolonien und Triest verloren hatte. Immerhin gewährleistet der 1946 zwischen Österreich und Italien abgeschlossene Pariser Vertrag der deutschen Volksgruppe ein gewisses Maß an Rechten zur Wahrung ihrer Eigenständigkeit: der Unterricht in den Schulen darf wieder in der Muttersprache erteilt werden; die eingangs erwähnten zweisprachigen Ortschilder bezeugen die Gleichstellung der beiden Sprachen in öffentlichen Ämtern und amtlichen Urkunden, sowie die Gleichberechtigung bei der Besetzung von Stellen im öffentlichen Dienst; auch die italianisierten Familiennamen erhielten wieder ihre alte deutsche Form. Dem Bozner Landtag, dem neben 15 Südtirolern 7 Italiener angehören, wurde eine beschränkte primäre Gesetzgebungsgewalt auf dem Gebiet der Fortbildungsschulen, des Handels und Gewerbes zugebilligt.

Obwohl bis heute nicht alle Versprechungen seitens der Italiener in die Wirklichkeit umgesetzt wurden, sind die gegenwärtigen Lebensbedingungen der deutschen Volksgruppe in Südtirol — gemessen an den Zuständen während der faschistischen Herrschaft — als beträchtlicher Fortschritt zu werten.

Dieser schlagwortartige Einblick in das geschichtliche Werden des Landes und seiner Bewohner läßt die natürlichen und kulturellen Eigenheiten einzelner Landschaften völlig außer acht. Der nun folgende Teil will daher versuchen, einige charakteristische Landstriche Südtirols zu skizzieren.

Beginnen wir im Westen, im Etschtal. Es bildet von seinem Ursprung unweit des Reschenpasses bis oberhalb von Meran die Landschaft *Vintschgau*, die ihren Namen von den ersten bekannten Siedlern, dem illyrischen Stamm der Venosten, ableitet. Auch die für unsere Ohren fremdartig klingenden Ortsbezeichnungen dieses Längstalzuges auf -s, -sch, -tsch (Mals, Glurns, Schlanders, Tarsch, Latsch, Tartsch) erinnern ebenfalls noch an die Ureinwohner.

Die Talschaft ist reich an kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten. Erwähnt sei hier nur die noch in vorromanischer Zeit errichtete Kirche St. Proculus bei Naturns mit den ältesten erhaltenen

Wandgemälden des deutschen Sprachraumes überhaupt — sie liefern eindrucksvolle Beispiele der unkörperlichen, rein stilisierenden Malweise dieser frühen Epoche. Auch die nur wenig jüngere, aus dem 9. Jahrhundert stammende Kapelle St. Benedikt in Mals lohnt einen Besuch.

Nach Jahrhunderten starker Isolierung wurde der Vintschgau im 10. nachchristlichen Jahrhundert dem Herzogtum Schwaben zugeschlagen. Ein völlig neuer Menschenschlag von nördlich der Alpen strömte ins Land und ließ sich zunächst neben und zwischen der Urbevölkerung nieder. Doch bald zog es die Neuankömmlinge in die noch völlig unerschlossenen Hochtäler der das Vintschgau umrahmenden Öztaler- und Ortleralpen — anfangs nur während der Sommermonate zur Beweidung der hoch gelegenen Almregion. Als jedoch der Bevölkerungsdruck im Haupttal stetig zunahm, entschlossen sich im 12./13. Jahrhundert nachgeborene Söhne, denen der väterliche Hof keine Bleibe bot, sowie besitzlose Tagelöhner und Kleinhäusler, eher die Gefahren und Entbehrungen einer Ansiedlung an der Grenze der Ökumene auf sich zu nehmen, als im Tale zeitlebens in einem Abhängigkeitsverhältnis zu stehen. Die Seitentäler und Bergflanken waren demnach von Anfang an überwiegend von Deutschen besetzt, während im Haupttal mehrere Jahrhunderte hindurch beide Volksgruppen nebeneinander lebten, bis sich zwischen dem 14. Jahrhundert im unteren und dem 17. Jahrhundert im oberen Talbereich die jüngere als stärker erwies und das Romanische im Vintschgau allmählich ausstarb.

In die nun folgende Herrschaftszeit deutscher Adelssippen fällt die Blütezeit des Vintschgaues; wie an einer Perlenkette aufgereiht, umsäumten sie einst in stattlicher Zahl den Sonnen- und Schatthang von Burgeis bis Naturns. Dem heutigen Besucher zeigen sich fast nur noch Ruinen, bisweilen als dürftige bäuerliche Behausung dienend, neuerdings stellenweise dem Fremdenverkehr zugänglich gemacht, in ihrer Gesamtheit jedoch nur mehr die Trümmer einer stolzen Vergangenheit darstellend. Sehr früh schon wurde der Vintschgau in das Netz der europäischen Fernstraßen einbezogen: von der Römerzeit bis ins spätere Mittelalter galt die „Obere Straße“ — von Italien kommend, verläuft sie ertschauwärts, quert Reschenpaß, Inntal und Fernpaß und zieht dann ins Alpenvorland hinaus dem Handelszentrum Augsburg zu — als sehr bedeutsame Nord-Süd-Durchgangssache, die den Warenaustausch zwischen Italien und Süddeutschland sicherstellte. Neuerdings haben sich die Gewichte etwas verschoben: der Brenner steht heute eindeutig an erster Stelle der Südtiroler Alpenübergänge; allerdings geht der Verkehr vom nördlichen Alpenraum ins westliche Oberitalien nach

wie vor über den Reschen, das obere Vintschgau und das Stilsfer Joch, welches mit 2760 m eine der höchsten Paßstraßen der Alpen überhaupt darstellt. Der gegenwärtig geplante Ortlertunnel dürfte die Verkehrsbedeutung des Vintschgaus noch erhöhen.

Die günstige Lage an einer Durchgangsstraße ließ Etappenstationen und Gaststätten entstehen und erschloß Beschäftigungsmöglichkeiten im Fuhrdienst und Verkehrsgewerbe. So bot sich den Talbewohnern seit alters her eine Quelle des Nebenverdienstes, die stets willkommen und häufig geradezu lebensnotwendig war, denn die vorherrschende Realteilung schuf landwirtschaftliche Klein- bzw. Zwergbesitze — noch heute sind ca. 80 Prozent der Betriebe kleiner als 10 ha — und erzwang zusätzliche Beschäftigungen, die auf den verschiedensten Gebieten liegen: ein Teil der Vintschgauer verdient als Bauhandwerker sein Brot; daneben entwickelten sich mehrere Hausgewerbe wie Schnitzerei, Flechterei und Lodenweberei. Die in langen Wintermonaten hergestellten Waren wurden auf sommerlichen Wanderungen sowohl von Haus zu Haus wie auch auf den Märkten zwischen Oberitalien und Süddeutschland feilgeboten. Bis zum heutigen Tage leben im Vintschgau und seinen Nebentälern solche Hausierer. Eine besondere Eigenart und gleichzeitig ein Symptom für dieses Realteilungsgebiet stellen die Schwabenwanderungen der Vintschgauer Hütekinder dar: Kinder armer Leute, oft nicht einmal mit den allernötigsten Kleidungsstücken ausgestattet, sammelten sich Anfang März in den Talorten und bettelten sich über die noch schneebedeckten Pässe Reschen und Arlberg zu den „Kindermärkten“ Oberschwabens durch, die vor allem in Ravensburg, Tettngang, Kempten, Waldsee, Leutkirch und Weingarten stattfanden. Auf den Marktplätzen dieser Städte entwickelte sich ein den Sklavenmärkten ähnliches Treiben. Die oft erst zehnjährigen Jungen und Mädchen arbeiteten während des ganzen Sommers — ohne jede Hilfe und Verbindung zur Heimat — bei den dortigen Bauern und wurden nicht selten über Gebühr ausgebeutet. Erst am Simon- und Judatag (18. Oktober) erfolgte der Rückmarsch in die meist schon verschneiten Heimatdörfer. Diese Kinderwanderungen dauerten bis zum ersten Weltkrieg an.

Wenn wir unsere Reise durch Südtirol ertschabwärts fortsetzen, nähern wir uns der Stadt Meran und damit dem *Burggrafnamt*. Seinen Namen verdankt es den Burggrafen, die im Schloß Tirol hoch über der Stadt residierten — landschaftlich könnte man auch vom Meraner Land sprechen, denn es umschließt diese zweitgrößte Stadt Südtirols samt den von Norden und Süden einmündenden Etschzufflüssen, dem Passeier- und Ultental.

Heute als fruchtbarer Garten dem Beschauer sich darbietend, war der Talgrund bis in die Neuzeit herein völlig in der Gewalt des verwilderten Flusses. Nur allmählich gelang die Ansiedlung, zunächst auf seitlichen Hangleisten und auf den zahlreichen Schutzkegeln; erst die Flußregulierungen ermöglichten die Besitznahme der eigentlichen Talsohle.

In der politischen Geschichte des Landes spielte das Burggrafentum stets eine zentrale Rolle: man war sich dieser Tatsache voll bewußt und seinem Fürsten mit Leib und Seele treu ergeben. Nicht von ungefähr stammt daher der berühmte Tiroler Bauernführer Andreas Hofer gerade aus diesem Landstrich, nämlich vom Sandhof im Passeier. Der Reisende kann dies beim Umgang mit den Burggräflern noch heute bemerken, denn nirgendwo in Südtirol ist ein so selbstbewußter Bauernstand anzutreffen, wird an althergebrachten Trachten und Sitten so streng festgehalten wie im Meraner Land.

Die Natur schuf hier andere Voraussetzungen als im höher gelegenen Vintschgau und seinen Seitentälern — und der Mensch verstärkte durch das Anerbenrecht diese Unterschiede noch mehr. So sitzt heute inmitten der Weinberge und Obstgärten des Burggrafentums ein wohlhabendes Mittelbauerntum.

Wo Eisack und Etsch sich vereinigen, erstreckt sich das *Boznerland*, das häufig als „Schlüsselraum Tirols“ bezeichnet wird, bildete es doch in römischer Zeit den Nordzipfel Italiens, während späterer Jahrhunderte hingegen die Südspitze Germaniens. Über 100 Jahre lang war es Kampfraum zwischen Langobarden und Bajuwaren, bis schließlich der Germanenstamm den Sieg davontrug und das Gebiet dem Deutschtum zufiel.

Wie im Burggrafentum stieß auch hier die menschliche Siedlung erst nach der Jahrtausendwende von den umgebenden Hügeln und Anhöhen langsam in die dichtbewaldete Talsohle vor, die endgültige Flußregulierung wurde gar erst zu Beginn unseres Jahrhunderts vollendet. Binnen kurzer Zeit verwandelten sich dann mit Hilfe der modernen Agrartechnik tausende Hektar fieberschwangerer Sümpfe und Auen in ertragreiche Obstwiesen. Die verkehrsgünstige Lage am Schnittpunkt zweier Fernverkehrswege brachte es mit sich, daß schon früh Kauf- und Finanzleute im Boznerland ansässig wurden, die, um der sommerlichen Talhitze zu entgehen, seit dem 16. Jahrhundert ihre Sommerhäuser am Ritten, dem Hausberg Bozens mit seinen eindrucksvollen Erdpyramiden, errichteten. In diesen charakteristischen, auch aus dem heutigen Landschaftsbild nicht wegzudenkenden Sommerfrischensiedlungen liegen die Wurzeln des Südtiroler Fremdenverkehrs.

Die Stadt Bozen selbst entwickelte sich im ausgehenden Mittelalter zum Standort von Handelsmessen mit einem Ausstrahlungsbereich von Mittelitalien bis zum Bodensee und zur Donau; vor allem die geringe Entfernung nach Venedig, dem Umschlagplatz für kostbare Luxuswaren aus dem Orient und aus Ostasien, war von unschätzbarem Vorteil. In den letzten 100 Jahren kam noch die Bedeutung eines Knotenpunktes für den Eisenbahn- und Autoverkehr hinzu.

Der Beginn der italienischen Herrschaft über Südtirol gab das Startzeichen für einen tiefgreifenden Wandel des Wirtschaftsgefüges und der Bevölkerungsstruktur dieser Stadt. Unförmige Wohnblöcke zur Unterbringung der aus dem Süden eingeschleppten Volksmassen bestimmen heute das Erscheinungsbild ganzer Wohnviertel; großflächige Areale — durch die aufsteigenden Rauchschwaden bereits von weitem erkenntlich — fielen der Industriezone, die nicht gerade zur Verschönerung des Landschaftsbildes beiträgt, zum Opfer. Ein Glück nur, daß bisher der Zauber der Altstadt mit den engen Gassen, den erkergeschmückten Häusern und den heimeligen Laubengängen nicht angetastet wurde.

Wer in Bozen weilt, sollte nicht versäumen, dem berühmten Weingebiet des Überetsch, einer tertiären Flußterrasse unweit der Stadt, einen Besuch abzustatten und die verschiedenen Lagen von Kaltern, Eppan und Tramin am Orte selbst zu probieren.

Wenn sich das Burggrafentum als weltlicher Kernraum Tirols vorstellt, so befindet sich im *Brixner Land* das geistliche Zentrum des Landes. Die nach Norden ziehenden christlichen Glaubensboten ließen sich hier nieder, die Stadt wurde zum Bischofssitz und erlebte in der Folge bedeutsame Ereignisse der Kirchengeschichte: 1048 erlangte der Brixner Bischof Poppo im Zuge des Investiturstreites für einige Zeit die Tiara. Drei Jahrzehnte später tagte in Brixen ein Konzil, welches die Absetzung Gregors VII., des stürmischen Widersachers gegen die kaiserliche Gewalt, beschloß. An seiner Stelle wurde Wibert von Ravenna zum Papst erhoben. Im Zeitalter der Gegenreformation blieb die Stadt eine Bastion des alten Glaubens; das Diözesan-Seminar, errichtet auf dem Grund des ehemaligen Heilig-Kreuz-Spitals, genießt bis zur Gegenwart einen guten Ruf als Stätte hoher geistiger Bildung.

Wenige Autominuten südlich von Brixen liegt, etwas abseits der heutigen Fernverkehrsstraße, das malerische Städtchen Klausen. Am Nordende der Eisackschlucht von den Brixner Bischöfen im 12. Jahrhundert gegründet, blieb es bis heute ein stilles und verträumtes Nest, das den Touristen mit seinen eng verbauten Gas-

sen, den mit Erkern verzierten Giebelhäusern und nicht zuletzt mit seiner weitbekannten Gastlichkeit zum Verweilen einlädt.

Östlich des Eisacktales steigen die Dolomiten empor. Hier konnten in vier tief eingekerbten Tälern, der Landschaft *Ladinien*, die Ureinwohner Tirols bis heute ihre rätoromanische Sprache bewahren. Sternförmig auf den massigen Gebirgsstock der Sella zulaufend, sind die Hochtäler von Enneberg, Gröden, Fassa und Buchenstein über die Straßenpässe am Sella-, Grödner- und Pordoi-Joch sowie am Campolongo miteinander verbunden. In allen vier Talbereichen spielt auf Grund der Höhenlage der Ackerbau eine untergeordnete Rolle; sie gleichen vielmehr einem riesigen, von Wäldern durchsetzten Almgebiet, deren Bewohner von den Erträgen der Viehzucht und Holzwirtschaft ihr Leben fristen.

Vor über drei Jahrtausenden drangen die Vorfahren der Dolomitenladiner, illyrische Stämme, aus dem Osten kommend, ins Alpeninnere bis nach Graubünden und Vorarlberg ein. Von den zahlreichen Angriffen der Folgezeit vermochten sie dem der Kelten noch weitgehend zu widerstehen; als jedoch um Christi Geburt die Römer systematisch den zentralalpinen Raum besetzten, wurde ihnen die lateinische Sprache aufgezwungen, mit dem Ergebnis, daß sich auf illyrischer Basis ein eigenes alpenromantisches Idiom ausbildete und von Vorarlberg bis in den äußersten Südosten nach Friaul gesprochen wurde. Ständige Durchlöcherungen dieses Gürtels seit dem frühen Mittelalter durch zahlenmäßig überlegene germanische und slawische Stämme führten schließlich zum Rückzug des ladinischen Volkstums in drei Gebiete: in der Landschaft Graubünden, d. h. in den Quellgebieten von Rhein und Inn sowie in den Dolomitentälern wird das Alpenromantische bis heute gesprochen, nicht dagegen in Friaul, wo zwar im Brauchtum noch Anklänge an die Abkunft der Bewohner fühlbar sind, ihre Sprache jedoch dem Italienischen zum Opfer gefallen ist.

In den Lebensbedingungen bestehen deutliche Parallelen zwischen Ladinien und der Höhenregion des Vintschgaus: hier wie dort zwang die Kargheit der Natur die Bewohner zum Nebenerwerb. Aus dieser Zwangslage heraus entstand in den Dolomitentälern ein leistungsfähiges Kunsthandwerk, das bis heute in der Grödner Hausindustrie — der Herstellung von sakralen Gegenständen und Spielwaren — fortlebt.

Die letzte Station unserer Reise in die Vergangenheit und Gegenwart Südtirols liegt im östlichen Zipfel des Landes, im *Pustertal*. Diese Durchgangslandschaft zwischen Tirol und Kärnten zeigt sich dem Reisenden als weite Längstalzone, die eine Grenzscheide bildet zwischen dem gletscherübersäten Zentral-

alpenkamm der Zillertaler Alpen bzw. der Hohen Tauern und den düsteren Bergstöcken der Dolomiten. Trotz der scheinbaren landschaftlichen Einheit ist der Talzug zwei Entwässerungssystemen zugehörig, deren Grenze über das Toblacher Feld, einer im Gelände kaum sichtbaren Talwasserscheide, verläuft. Die von hier nach Westen fließende Rienz führt ihr Wasser der Adria zu, das in Gegenrichtung abströmende Drauwasser landet zunächst in der Donau und schließlich im Schwarzen Meer.

Die überall im Pustertal anzutreffenden stattlichen Bauernhöfe lassen unschwer erkennen, daß hier das Anerbenrecht heimisch ist. Es bot ausreichenden Schutz gegen die Besitzzersplitterung und ist daher als Basis für die gesunde mittelbäuerliche Besitzstruktur anzusehen. Zahlreiche Höfe sind zudem seit grundherrschaftlichen Zeiten mit umfangreichen Waldrechten ausgestattet. Das Pustertal öffnet dem Verkehr eine günstige Querverbindung von der Brennerlinie zu den Nord-Süd-Durchgängen Kärntens sowie einen Übergang über den Kreuzberg nach Venetien. So gesehen, besaßen die Nebenerwerbsquellen, die sich frühzeitig durch diese Verkehrsbedeutung ergaben, nicht dieselbe lebensentscheidende Bedeutung wie im Realteilungsgebiet des Vintschgaus.

Literatur:

- Dörrenhaus, F.: Deutsche und Italiener in Südtirol. In: Erdkunde, 1953.
Heuberger, R.: Vom alpinen Osträtien zur Grafschaft Tirol. Innsbruck, 1935.
Huter, F.: Südtirol — tausendjährige Heimat. Innsbruck — Wien — München, 1957.
Leidmair, A.: Bevölkerung und Wirtschaft in Südtirol. Innsbruck, 1958.
Pfaundler, W. (Hrsg.): Südtirol — Versprechen und Wirklichkeit. Wien, 1958.
Roser, D.: Die nördliche Ortlergruppe. Tübingen, 1967.
Wopfner, H.: Deutsche Siedlungsarbeit in Südtirol. Innsbruck, 1926.

AM FUSS VON WEISSHORN UND SCHWARZHORN



Zirmerhof. Gottvater, Schnitzwerk
aus der Pacherschule.

Wunderbare, unberührte Welt im südlichsten Teil Tirols, fernab vom Treiben des modernen Fremdenverkehrs.

Fährt man von Auer im Etschtal, südlich von Bozen, auf der Dolomitenstraße bergwärts dem Fleimstal zu, so erblickt man von Kalditsch aus, hoch über den Wäldern ragend, das Weißhorn (2316 m) und das Schwarzhorn (2440 m), darunter das hochgelegene Dörflein Radein (1560 m). In früheren Zeiten war es ein langer Weg, bis man zu diesen lichten Höhen gelangte. Noch vor 10 Jahren war Radein von Kaltenbrunn (Fontanafredde) ausgehend, nur zu Fuß oder mit dem Reitpferd zu erreichen, die moderne Zeit hat diese Frage gelöst. Ein Jeep bewältigt den Höhenunterschied von 500 m, auf steilem Bergweg, spielend. In kurzer Zeit hat man die Hochsiedlung erreicht. Ein herrliches Panorama liegt vor uns ausgebreitet, mehr als 100 Bergspitzen über 3000 m Höhe. Nur von mühsam zu ersteigenden Bergespitzen bietet sich sonst so ein Ausblick. 1400 m tiefer liegt das Etschtal, der schöne Weinort Tramin grüßt herauf, über den jenseitigen Vorbergen reihen sich die Ketten der Brenta-, Presanella-, Ortler- und Ötztalergruppe, ja selbst noch ein Teil der Stubai Berge ist zu sehen. Die Hausberge Radeins, Schwarzhorn und Weißhorn, schließen im Nordosten den Kranz der Gipfel.

Ein Sonnenuntergang im Herbst oder Winter wird für jeden Beschauer ein unvergleichliches Erlebnis. Gegen Westen hin schimmern die fernen Gletscher im Gegenlicht der scheidenden Sonne, majestätisch versinkt sie in einem rotleuchtenden Meer von Bergen und Wolken. Goethes Worte sind der vollkommene Ausdruck dieses Erlebnisses.

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein!
Von Gebirg zu Gebirg
Schwebt der ewige Geist
Ewigen Lebens ahndevoll.

Hier oben sind trotz der Höhe noch grüne Wiesen und Wälder. Ja selbst Getreide jeder Art wächst in Radein. Aus dem im Sommer überheißen Etschtal steigen besonders nachts warme Luftströmungen auf. Dies bedingt die in dieser Höhe noch selten üppige Vegetation. In Nordtirol und Bayern wachsen auf derselben Höhe nur Latschen und mageres Gras. Die südliche Sonne ist eben doch von unbeschreiblicher Kraft.

Uralt sind die verstreuten Höfe Radeins. Ihre früheste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahre 1288. Der Hof zu Troge (noch jetzt heißt er Trogerhof) mußte im Jahre 1288 dem Grafen von Tirol folgende Abgaben entrichten: 5 Pfund, 4 Star Weitz (Triender Maz), 2 Fleisch, 3 prot, 1 chitz, 30 yaer.

Um 1500 wurde die Radeiner Kirche in ihrer jetzigen Form erbaut und dem heiligen Wolfgang geweiht. Das Kirchlein thront auf einem kleinen Hügel inmitten der freien Landschaft. Die Gefallenendenkmäler der beiden Kriege zeigen, daß besonders im Ersten Weltkrieg kein Hof von schwerem Leid verschont blieb, die Zahl der Gefallenen war für ein so kleines Dorf riesig groß. Ein schönes Fresko von Ignaz Stolz, die Pietà darstellend, ziert die eine Kirchenwand neben dem Grab eines abgestürzten Bergsteigers. Noch ein Denkmal aus der Vergangenheit hat sich im Pfarrhaus erhalten. Es besteht nicht aus Stein, sondern aus Pergament. Anno 1500 hat nämlich Papst Alexander VI., der in der Kirchengeschichte eine so unrühmliche Stellung einnimmt, „der Capella St. Wolfgang Conferssoris in Monte Radain“ einen Ablass verliehen. Wahrlich ein seltenes Dokument für eine so kleine Berggemeinde.

Die eigenartigsten und geheimnisvollsten Häuser von Radein werden von den Einwohnern als „in der Stadt“ liegend bezeichnet. Es handelt sich um einige ausgesprochen wuchtige Gebäude aus mächtigen Mauern gefügt. Das Volk erzählt, daß in der Stadt die Knappen gehaust hätten, die im nahen Bletterbach Kupfer abgebaut haben. Von diesem aufgelassenen Bergbaugebiet im Taubenleck, einem Teil der Bletterbachschlucht, sind nur mehr die Endstollen zu sehen, der vordere Teil ist abgestürzt. Von Radein führt ein Fahrweg zum „Goldplatz“, auf dem seit Menschengedenken kein Gras mehr wächst. Bis hierher, erzählt man im Volksmund, trugen die Knappen das Gold



Weißhorn. Südtirol (südliche Kalkalpen).

in Körben und von dort wurde es mit dem Fuhrwerk zur Schmelze im Veidllhof in der Stadt gebracht. Von einem Schmelzofen ist nichts mehr zu finden, das übrige dürfte aber, abgesehen vom Gold, richtig sein. Man findet am „Goldplatz“ in der Erde noch eine Menge Malachit und Kupferlasur. Sicher hat man hier nach Kupfer gesucht. Die Stollen wurden ohne Benützung von Sprengmitteln mit dem Meißel vorgetrieben. Also in einer Zeit, da man Sprengmittel noch nicht kannte.

Besonders interessant ist die Gegend von Radein in geologischer Hinsicht. Sehr aufschlußreich ist die Bletterbachschlucht, die sich von den Abstürzen des Weißhorns bis nach Hohlen erstreckt. Der in wissenschaftlich interessierten Kreisen sehr bekannte, italienische Geologe Leonardi hat schon des öfteren mit seinen Studenten Exkursionen in dieses Gebiet unternommen und verschiedene Abhandlungen über seine äußerst aufschlußreichen Funde veröffentlicht. Hochinteressante Versteinerungen sind im Zimmerhof zu sehen. Eine einmalige geologische Erscheinung ist die Kalkdecke, die das Porphyrgestein überdeckt und die Kalkkegel von Radein bildet. Das Schwarzhorn besteht aus Porphyr, das danebenliegende Weißhorn aus Dolomitenkalk.

Auf dem nahen Jochgrimm, so heißt der 2000 m hohe Sattel zwischen Weiß- und Schwarzhorn, von dem aus der schönste Dolomitenblick (Rosengarten, Latemar, Schlern) sich ausbreitet, sind prähistorische Funde gemacht worden. Eine sagenumwobene Landschaft ist dieses Joch. Der Riese Grimm soll dort vor alten Zeiten gehaust haben. Er raubte die schöne Königstochter vom Eggental am Fuße des Rosengartens. Dietrich von Bern mit

seinen Mannen bekämpfte und besiegte ihn, er fand mit seiner schönen Frau den Tod in den wilden Abstürzen des Weißhorns. Diese Sage ist vom Südtiroler Maler Ignaz Stolz in 5 großen Bildtafeln im Speisesaal des Zirmerhofes dargestellt.

Uraltes Kulturland ist Südtirol, daher auch die unzähligen Sagen und Mythen. Wieviele Völkerschaften durchzogen dieses Land! Die Sehnsucht nach der südlichen Sonne hat seit vielen tausend Jahren die nordischen Menschen auf die Wanderschaft getrieben, oft zu ihrem Verhängnis.

Über die Flora und Fauna von Radein schreibt Marx Sittich von Wolkenstein um 1500: „Und es wächst auf dieser Gerichtsalm viel herrliche Blumen und Wirzen, als auch auf Joch Greimb, Zangen und Schwarzhorn. Nämlich Hamberwurzen, Enzian, Schwalwen und Pethania und Maisterwurzen.“ Ebenso rühmt er den Wildreichtum: „Von wildpret hat auch diese Herrschaft, auch von Gejaidwerk von Hirschen, Gamsen (Gemsen), Luxs, Wolf, Fus (Fuchs) und Hansen (Hasen), weiße und graue „Oders“ (Ottern). Auch „Auerhahne, Spielhennen, Hanselhienner, Stein- und Schneehühner“ werden erwähnt.

Im Mai und Juni ist die Radeiner Gegend eine Fundgrube für Botaniker. Man kann die Pracht und Schönheit der blühenden Frühlingswiesen kaum schildern. Vom herrlichen Frauenschuh, der in den Schluchten des Bletterbaches wächst, bis zur wilden Feuerlilie, Enzian und Alpenrose, zur Brunelle und anderen seltenen Orchideen finden wir alle Spielarten der Alpenflora vertreten. Auch der Goldregen wächst wild und blüht in gelb leuchtenden Kaskaden Mitte Juni in schönster Pracht.

Einer der ältesten und berühmtesten Höfe von Radein ist der Zirmerhof. Hochragend liegt er über dem Etschtal auf dem Radeiner Plateau. Wiesen, Felder und herrliche Wälder umgeben ihn. Die ersten Urkunden über den Hof liegen viele Jahrhunderte zurück. Ein Stein an der Kaminwandung in der gemütlichen Diele trägt die Inschrift „Oberrainhoft 1602“. So war vor alters der Hofname. Die Bauernstube ist um 1600 getäfelt worden. Der holzgeschnitzte Gottvater in der Stube stammt aus der Pacher Schule und ist ein Kunstwerk ersten Ranges. Im Kaufvertrag von 1813, als Peter Wieser, der Vorfahre der jetzigen Besitzer, das Anwesen erwarb, wird der Hof das erste Mal „Zirmerhof“ genannt. Vielleicht nach den Zirbelkiefern (die im Dialekt Zirmen heißen). Im Radeiner Gebiet sind sie in prachtvollen Exemplaren vorhanden. Die Enkelin von Peter Wieser, einzige Tochter des Hofes, ehelichte 1876 den Bozner Kaufmann Josef Perwanger. Diese beiden begannen im Jahre 1890 den Gastbetrieb. Von da ab verbreitete sich der Ruf des Zirmerhofes, seiner reizvollen Umgebung und seiner Gastlichkeit wegen so



Berghof Radein. Gotische Bauernstube, ehemals im Jagdhaus der Grafen von Enn.

rasch, daß die Perwangers Jahr für Jahr an- und ausbauen mußten, um die vielen Gäste aus der alten Donaumonarchie und dem Deutschen Reiche aufnehmen zu können. Schon in den ersten Jahrzehnten weist das Gästebuch bekannte Namen auf, wie die von Max Planck und Ferdinand Sauerbruch, zu ihnen gesellten sich auch andere Wissenschaftler und Künstler.

Ein reizendes Gedicht von Eugen Roth sei hier erwähnt, zu lesen in der Chronik des Zirmerhofes:

Ein Mensch im bösen Menschentreiben
Hat's schwer mitunter, gut zu bleiben.
Verärgert ständig und verletzt
Wird er unleidlich selbst zuletzt.
Doch hier, wo er nur Gute trifft,
Denn ohne Bergbahn oder Lift
Bleibt tief im Tale jeder Schuft,
Genießt er freie Höhenluft.
Hier lebt er wie es ihm gefällt
Weitab vom Jahrmarktslärm der Welt
Vergißt des Alltags Hast und Sorgen
Und fühlt sich glücklich und geborgen.
Drum sei der schöne Hof der Zirmer
Noch lang der guten Menschen Schirmer,
Von bösen Mächten unbedroht!
Dies wünscht von Herzen Eugen Roth

Der eigentliche Förderer und Gestalter des Zirmerhofes wurde aber der Sohn des Gründerehepaares, Josef Perwanger (1880 bis 1954), der mit Tatkraft und Geschmack, mit Feinsinn und Energie den Hof nicht nur landwirtschaftlich auf die Höhe brachte, sondern ihn trotz der Rückschläge zweier Weltkriege und ihrer politischen Folgen, zu einem Gästehaus eigener Prägung ausbaute. Dieser aufrechte, heimattreue Tiroler verstand es, Tradition zu wahren und Tradition zu schaffen in der geschmackvollen Ausgestaltung des Hofes und in dem unverwechselbaren Stil des Hauses. Damit zog er nach und nach einen festen Stamm von Gästen an, die immer wieder auf dem Zirmerhof Ruhe und Erholung suchen. Bezeichnend für seine Lebensauffassung ist der schöne Spruch, den er in seinem Arbeitszimmer in das Holzgetäfel einschneiden ließ: Willst Du's auf Deinem Hofe recht, so sei Dir selber Herr und Knecht.

Sein Sohn, der jetzige Besitzer und Eigentümer des Hofes, führt mit seiner Frau das Werk des Vaters in dessen Geiste fort. Sein Bruder, Hans Perwanger, hat vor 8 Jahren am Lärchenhang un-

ter der Radeiner Kirche einen Ableger des Zirmerhofes errichtet. Ein geschmackvolles neues Haus, der Gegend aufs Schönste angepaßt. Der Berghof Radein ist mit allem modernen Komfort ausgestattet und wird von seinen Besitzern bestens geführt. Sehr sehenswert ist dort die 500 Jahre alte, gotische Bauernstube, die Hans Perwanger von einem uralten Radeiner Haus, dem ehemaligen Jagdhaus der Grafen von Enn, erwerben konnte. Ein gemütlicher Abend in diesem uralten Stübele erfreut jeden Gast. Auch das, was die Gäste seit Jahren sehr vermißten: eine Badegelegenheit, ist in Form eines schön gelegenen, geheizten Schwimmbades vorhanden.



Schwarzhorn bei Radein, Südtirol.

Keine Autostraße erreicht dieses Naturschutzgebiet, wie man es nennen kann, so wollen es Eigentümer und Gäste und hoffen, daß diese Oase der Stille und des Friedens erhalten bleibe. Immer seltener werden auf der Welt diese Orte. Der stattliche Tiroler Adler, den Josef Perwanger in der Diele des Zirmerhofes anbringen ließ, möge unter seinen Fittichen hoffentlich noch lange Zeit gutgesinnte Menschen vereinen, die es den Perwangers danken, daß sie hier nicht nur Erholung und Betreuung, sondern auch echte, unvergängliche Kultur gefunden haben. Hubert Mumelter, der bekannte Südtiroler Dichter, widmete dem Zirmerhof folgendes schöne Gedicht, das ich zum Abschluß bringen möchte:

Dem Berg anheimgegeben,
Der Niederung entrückt,
Ist Eurem Haus ein Leben
Von seltener Art geglückt.

Mög' weiter ihm gelingen,
Frei und auf sich gestellt,
Zu trotzen allen Dingen
Des Tales und der Welt.

Weit schauendes Erleben,
Rast in Erhabenheit,
Bleib fürder auch vergeben
Dem Gast hier aus der Zeit!

WEIHNACHTLICHE FAHRT IN DEN SÜDEN TIROLS

zu Krippen und Altären



Bozen. Krippe in der Franziskanerkirche.

Ob der Gottesgarten Südtirol in schäumender Blütenpracht seiner Obstkulturen steht, ob er im Sommer prangt oder im Herbst mit dem Blau seiner Trauben, die winterliche Schönheit ist nicht geringer.

Hat man, etwa in Klausen, eine gediegene Einkehr, so freut man sich nach der Fülle des Tages auf ein paar gemütliche Abendstunden, in denen man noch einmal alles tagsüber Geschaute an sich vorüberziehen lassen kann. Und wenn man schon die im Rauhereif glitzernden Täler durchfährt, so bleibt man natürlich auch in jenen Orten, wo etwa ein herrlicher Flügelaltar erfreut oder eine Pacher-Madonna, wenn nicht ein ganzer Altar wie in Gries. Da es sich in der Regel um Marienaltäre handelt, haben wir dort zumeist das Weihnachtsthema in Verkündigung, Geburt und Epiphanie dargestellt. Gerade Südtirol ist eine Hochburg gotischer Weihnachtsaltäre, die die späteren Krippen vorwegnehmen. Der eine oder andere der Altäre ging dem Süden Tirols verloren und steht heute in München im Bayerischen Nationalmuseum oder sonstwo „draußen“. Eine herrliche Arbeit von Meister Klöcker weist in Bozen die Franziskanerkirche auf, dazu kommt eine ganze Reihe im Museum dieser Stadt, das mit einem großen Bestand an Kunstwerken des Südtiroler Raumes aufwarten kann.

Jeder Besucher findet dort, neben den reichen Schätzen des Brixner Diözesan-Museums, überaus wertvolle Beispiele der Kunst des südlichen Tirols.

Zu dem weihnachtlichen Thema der Altäre bietet das ganze Tirol mit seinen vielen Krippen in Kirchen und Kapellen, auf ländlichen Bauernhöfen wie in den Feststuben der städtischen Wohnungen einen weitverbreiteten, zweiten Beitrag. Gerade der Süden Tirols ist zum Beispiel durch seine Brixner Krippensammlung berühmt geworden und sollte schon ihrethaber besucht werden, aber es gibt auch sonst noch genug der Schätze. Die Fresken im Kreuzgang gleich daneben bringen aus der Zeit um und nach 1400 entzückende Beispiele von Weihnachtsszenen, der Geburt und der drei Könige, die seit kurzem hervorragend restauriert wurden! Und in Klausen sind neben seiner reichen gotischen Kirche jetzt die Schätze der Kapuziner wirklich gut sichtbar aufgestellt. Es sind dort fast alles Gaben einer österreichischen Prinzessin, die ihrem Beichtvater, einem Klausener Kapuziner, im Laufe der Jahre diese Schätze — meist spanischer Herkunft — in Dankbarkeit geschenkt hat. Dort finden wir unter anderem eine ganz seltene Darstellung, die in deutschen Landen kaum sonst wieder anzutreffen ist. Es sind die „unschuldigen Kinder“ des Kindermordes — also wieder eines Weihnachtsthemas — typische, veristische, spanische Wachsfiguren, Kinder in ihrer ganzen unschuldigen Schönheit, doch alle mit dem Schnitt an ihren Hälsen, den ihnen die Grausamkeit der Häscher auf Befehl des Herodes beibringen ließ. Und weil wir schon bei den „unschuldigen Kindern“ sind, deren Tag im Mittelalter ein so bedeutender Schicksalstag war, daß sich Landsknechte weigerten, an diesem Tage in die Schlacht zu gehen, so daß diese verschoben werden mußte, erinnert uns die Stadt Brixen an ein altes Fest. Hier hat sich der Brauch entwickelt, daß an diesem Tage — gleichsam als verkehrte Welt — die Knaben das Regiment ergriffen. Nur einen Tag währt diese Schüler-Herrschaft, doch nahm sie mit viel Scherz die Vorstellung von Grausamkeit und Schmerz dieses unglücklichsten Tages des Jahres.

Das Brixner Dözesan-Museum beherbergt neben seinen reichen gotischen Schätzen einen Saal mit Krippen, worunter sich auch ein hervorragendes Beispiel einer „Jahreskrippe“ befindet. Alle Evangelien des Jahres haben bei diesem ihre schnitztechnische Gestaltung gefunden und hier dazuhin noch besonders figurenreich. Der fromme Sinn der Tiroler konnte sich nicht genügen; hunderte, ja tausende von Figuren sind hier zu sehen. Sie stehen je nach Vorwurf in der Landschaft, vor Palästen oder auf Stadtplätzen. Alle sind holzgeschnitzt und farbig gehalten. Phantasie und Können haben hier Erstaunliches geleistet! Wir

finden aber auch andere Krippen, die im orientalischen Stil gehalten sind und solche, in denen alles in die geliebte Heimat versetzt ist, wo Tiroler Bauernhäuser den Hintergrund bilden.

Geht man in Südtirol „Krippenschauen“, wozu sich die Zeit nach Dreikönig am besten eignet, so sind es vor allem drei Typen, denen man immer wieder begegnet. Von ihnen ist der erste und kostbarste jener, der die gotischen Krippenaltäre in der Sprache des Barocks fortsetzt. Die Figuren sind vollplastisch und auf das reichste gewandt, dafür bieten namentlich die Könige besondere Gelegenheit.

Eine ganz besonders reizvolle Gruppe dieser ersten Art befindet sich in Sterzing in der kleinen Kirche am Platz unweit des Museums. Dort sind einige der Figuren, dazu aber vor allem die Flügel des „Mulscher-Altars“ zu sehen. Der Meister der Tafeln (um 1450) ist nicht namentlich bekannt. Er bringt eine verhältnismäßig seltene Szene: Wir sehen Josef seine Strümpfe ausziehen, um sie als Windelersatz anbieten zu können. Ein noch älterer Altar, das sogenannte „Tiroler Altärchen“, das sich heute im Innsbrucker Ferdinandeum befindet, entstammt noch dem 14. Jh. und zeigt dieselbe seltene Darstellung. Es stand ursprünglich unweit von Meran und ist eine habsburgische Widmung. Die Fürsten haben sich mitsamt dem roten Adler von Tirol auf dem Altärchen verewigen lassen. Hier ist Maria nach deutscher Art unter einem Krippendach dargestellt. Die Jugendschöne liegt auf der Kline mit völlig nacktem Oberkörper, im strahlenden Weiß ihrer Keuschheit. Dies allein macht den Altar einmalig, und auch hier finden wir statt der Windeln weiße Strümpfe. Josef nimmt an dieser Szene abgewendet teil.

Noch weiter zurück führt uns ein Weihnachtsfresko auf Hocheppan, wo wir in echt tirolischem Realismus die in der byzantinisch beeinflussten Kunst sehr beliebten Hebammen — die auch in unseren Hirtenspielen vorkommen, soweit umgedeutet sehen, daß eine der Frauen sich nicht mit dem Waschen des Kindes beschäftigt, sondern mit dem Kochen von Knödeln, von denen sie einen kostet. Ob diese Burg auch im Winter bewohnt ist, weiß ich nicht, es wird vom Besucher schon im Sommer ein ganz tüchtiger Aufstieg verlangt, doch ist der Lohn groß!

So beglückend Sterzing ist, von Stift Neustift wird es in den Schatten gestellt. In dieser herrlichen Augustiner Chorherrnkirche findet sich gleichfalls eine ganz besondere, für das Weihnachtsbrauchtum sehr wichtige Krippe. Nicht nur, daß die Figuren dreiviertel Lebensgröße erreichen und noch ihre barocke Gewandung herrlich erhalten haben — die Hirten erscheinen in der damaligen Tracht des Volkes!

Hier ist es wieder nicht die Krippe allein, sondern ihre Umrah-

mung aus mit den Äpfeln der Klostergärten behängten Fichtenbäumchen, beziehungsweise oben abschließenden Reissiggewinden. A. Dörer ist diesem Brauch nachgegangen. Ihm verdanken wir es, wenn wir den „Christbaum“ nun nicht nur im Elsaß, sondern auch in Südtirol zumindest bis um 1600 zurückverfolgen können. Dabei mag auch an das Sterzinger Lied erinnert werden, das zum „Kinderwiegen“ gesungen wurde: „Ach neve, lieber neve mein, hilf mir wiegen das Kindelein . . .“, das um 1500 belegt ist. Der Dichter, der auf Schloß Runkelstein bei Bozen saß, führt uns damit also noch um ein Jahrhundert weiter zurück. Dies alles muß gesagt werden, um den Rang Südtirols nicht nur als altes Krippenland zu erhärten, sondern überhaupt seine ganz bedeutende, ja vielfach überragende Rolle innerhalb der Alpenländer Österreichs. Es fällt wahrlich schwer, sich auf die Krippen allein zu beschränken — erinnern wir uns zum Beispiel nur an das Gudrunlied und die ganze Sagenwelt König Laurins!

Die bäuerliche Wohnkultur bildet einen unvergleichlichen Rahmen für die Hauskrippe. Jedem Besucher des Innsbrucker Volkskunstmuseums werden die Südtiroler Bauernstuben unvergeßlich geworden sein. Dem nicht in Südtirol beheimateten Besucher bleiben freilich zumeist nur die Krippen der Kirchen zum Besuch oder wie man viel schöner sagt, zum „Schauen“. Aber einen Aufstieg zu einem Bergbauernhof sollte man schon zu tun versuchen, denn erst dort begreift man diesen „Hausaltar in den vier Wänden“ der Stube. Noch sitzt die alte Bäuerin spinnend beim Ofen und der Bauer, dessen Bild an der Wand ihn als Kaiserjäger im Schmuck seiner Auszeichnungen als jungen Helden vorstellt, weist uns in der weihnachtlichen Zeit seine Familienkrippe, als wären wir alte Freunde. Enkel sind uns schon auf selbstgezimmernten Schlitten auf dem Wege hinauf begegnet. Über den Wäldern grüßen weithin die verschneiten Gipfel — hier die Sextener Dolomiten. Unter dem weiten Dach steht das gepflegte Vieh im Stall mit seiner wohligen, animalischen Wärme. Wie oft waren wir schon in Südtirol, doch erst hier kommt es uns vor, als wären wir daheim, erst jetzt nimmt uns das viel — und manchmal will uns scheinen — umsonst verteidigte, geliebte Land an sein Herz. Krippenschauen ist mehr als Betrachten der Krippe allein, es ist immer ein Erlebnis des Hofes, der Familie bäuerlicher Ordnung, eines unangekränkelten Weltbildes, der selbstverständlichen, un-sentimentalen Größe des Lebens, das sich bis in die Krippe hinein spiegelt. Hier sind wir bei den Quellen. Auch diese Krippen werden nicht auf einmal erworben, Generationen erweitern sie. Meist gehören sie zum zweiten Typ und sind in der Regel geschnitzt und bemalt, so wie auch die meisten der Figuren im Diözesanmuseum in Brixen. In der Regel kann man vom Meßner erfra-

gen, wo im Dorf Höfe sind, die Krippen haben. Ist man des öfteren Krippenschauen gegangen, erkennt man diese Höfe meist schon selbst aus der Ferne. Wo schnitzfreudige Menschen sind, kommt noch bei den jeweiligen Figuren die Erinnerung an ihre Schnitzer dazu.

Die Ladinern im Grödnertal haben das Krippenschnitzen seit Generationen zu ihrem Beruf gemacht, zahlreiche Familien und Kirchen beziehen sie von dort. Dieses talentierte, eine eigene, romanische Sprache pflegende Völkchen, das stets mit den Deutschen Südtirols zusammenstand, hat es verstanden, auf der Grundlage des Krippenschnitzens noch besser zu verdienen, als selbst Kunstakademiker in den Städten, von denen sich doch eine stattliche Anzahl diesem Zweig der Schnitzkunst zugewendet hat. Nun bleibt uns noch der dritte Typ, der sich über Tirol nicht durchzusetzen vermocht hat. Es sind die flachen, bemalten Kulissenfiguren, die dort in vielen Kirchen am Hochaltar aufgebaut sind, wenn die Kirche nicht eine der vorher erwähnten Typen eins oder zwei besitzt. Sie wurzeln meist im Nazarenischen, sind demnach etwas blutarm und süßlich. Andererseits erlauben sie Großformate, die durch die ganze Kirche gesehen werden können, sind also neuerlich „Krippenaltäre“. Sie beweisen auf ihre Art, daß die Krippe weithin „erstarrtes Theater“ ist, denn sie kommt ja aus den Weihnachts- und Mysterienspielen. Sie bildet mit dem Brauch des Kinderlwiegens, der — wie am Nonnenberg in Salzburg — bis etwa 1000 zurück verfolgbar ist, abgesehen von den Weihnachtssarkophagen der christlichen Antike, den Ausgangspunkt für die Krippe, die sich bei der Schnitzfeindlichkeit der Ostkirche dort nie entwickelt hat. Der Kulissencharakter verlangt vom Beschauer erst eine gewisse Angewöhnung, darnach aber kann man auch diesem verhältnismäßig jungen Typ seine Bedeutung nicht aberkennen und befreundet sich vielleicht auch mit ihm. Hier wird uns freilich kein Bauer mehr begegnen mit einem Rucksackl am Rücken, wie in der großartigen Neustifter Kirche. Jetzt begegnen wir mehr und mehr den Niederschlägen der Krippenvereine, wie sie sich ab 1860 in Tirol zusammenschlossen. Die neogotischen Strömungen sind vorwiegend „brav“, eine neue „Frommheit“ zieht ein und mündet endlich in der Phrase. Unter welche Strömungen die Krippe nun auch kam, ganz ohne Spiegelung der Haltung des Volkes blieb sie nie und gerade dies ließ manches überwinden, was als Bedrohung des Künstlerischen aufzuziehen begann. Dort, wo das Künstliche sich breit machte, blieben die alten Barock-Krippen der Kirchen und ihre bescheideneren Abbilder in den Bauernstuben stehen — gleich unübersehbaren Gesetzestafeln und halfen, wieder von den Strömungen loszukommen, die mit der naturalistischen genauen

Nachahmung des heiligen Landes, das die Schnitzer oftmals eigens hierzu bereist hatten, in eine Sackgasse geraten waren.

Zuletzt noch ein Geheimnis: In Bruneck gibt es eine Klosterkirche, von Schwestern blitzblank geputzt. Eine von diesen läßt uns sicher die herrlichen gotischen Reliefs betrachten und auch lichtbilden, obwohl es dort auch gute Ansichtskarten zu kaufen gibt. Sieht die Schwester dann die Begeisterung und kommt man ins Gespräch, so rückt sie vielleicht allmählich damit heraus, daß sie selbst auch eine Krippe hätten. Diese wird jedoch nicht aufgestellt, jedenfalls nicht öffentlich. Ihr gutes Herz wird schließlich bereit, uns doch in den Raum zu führen, wo dieses Juwel steht. Es ist wirklich ein Juwel! Reichster Bestand aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts und gepflegt! Etwas vom Geist des Kinderlwegens betreut auch diese Püppchen, werden sie auch nicht wie einst in der Mystik gewiegt, gebadet, an die Brust genommen — jedenfalls gehört ihnen die ganze Liebe der Schwestern. Möge diese Krippe bleiben wo sie ist, denn dort steht sie nahe den Herzen dieser Tiroler Frauen! Kein Museum könnte sie besser in Ordnung halten.

Es war mir zur Aufgabe gestellt, von unserer vorjährigen Weihnachts-Krippenfahrt des Zweiges Linz der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde in Südtirol zu berichten. Ich habe manches vor Ihnen ausgebreitet, einiges von den Krippen erzählt und, wie ich hoffe, auch einiges von jenem ewigen Südtirol, unserer bedrohten deutschen Herzkammer erspüren lassen. Der Gottesgarten im Süden Tirols ist von niemanden zu übersehen, möchten doch auch möglichst alle deutsch sprechenden Menschen das Glück haben, einmal sein Herz schlagen zu hören, wie beim Krippenschauen!

Dieses Krippenthema ist nur ein kleines Feld aus dem sehr reichen Bestand der Kunst Südtirols, das — besonders im Vinschgau — sehr viel, zum Beispiel die einmaligen Fresken des Proculuskirchleins von Naturns aus karolingischer Zeit, aufweisen kann. Nicht zuletzt die Ergänzung der bestehenden Landschaft durch eine vielseitige Kunst mit besonders reichem Freskenbestand gibt dem Süden Tirols seine unvergleichliche Einmaligkeit.

Ulrich Rüdiger

SANKT PROCULUS

Hat man, von Meran kommend, den steilen Absatz der Töll erreicht, durch dessen Enge die Etsch in den Meraner Talkessel fließt, so öffnet sich vor dem Betrachter das weite Hochtal des Vintschgaus mit den Ausläufern des Ortlers, der Hochwart, des



Hasenohrs und der Königsspitze. Rechts liegt steil am Hang das Dörfchen Partschins, Geburtsort von Peter Mitterhofer, der im vorigen Jahrhundert die Schreibmaschine erfand.

Sechs Kilometer weiter, etwa 500 Meter vor dem Dorf Naturns, liegt ein Kirchlein zur Rechten der Straße im freien Feld, das zu Recht als eines der Kleinode innerhalb der Kunstdenkmäler Südtirols gilt.

Die dem hl. Proculus geweihte Kirche ist genau geostet. Sie besteht aus einem kleinen, innen flachgedeckten einschiffigen Raum, an den sich im Osten eine innen trapezförmige, außen quadratische Apsis anschließt. Erst im frühen 12. Jahrhundert kam der Glockenturm mit Biforien und gemauertem Spitzhelm dazu.

Das Innere der Proculus-Kirche ist reichhaltig mit heute leider zum Teil stark zerstörten Fresken geschmückt, die von einem Mäanderflechtband begrenzt werden.

An der Nordmauer sind Heilige dargestellt, denen ein Engel voranschreitet, an der Südwand ein in der abendländischen Malerei sehr seltenes Bild: der hl. Paulus wird in einem Korb über die Mauern von Damaskus herabgelassen, flankiert von fünf Männern und Frauen, die ihm bei der Flucht behilflich sind. Die von der Eingangstür unterbrochene Westwand ist mit einer Herde von dreizehn Kühen bemalt, einzige Erinnerung an den Schützer der Herden, den hl. Paulus. Der runde Chorbogen schließlich ist durch zwei Engel mit Kreuzstäben geschmückt, während die Laibung mit Heiligenbüsten ausgemalt ist.

Diese Fresken stellen ohne Zweifel eine Rarität dar, nicht nur allein wegen ihres Alters — sie gehören in das späte 8. oder frühe 9. Jahrhundert —, sondern auch, weil sie einer künstlerischen Richtung angehören, die in Südtirol sonst unbekannt ist: der irischen Schule. Irische Mönche waren im späten 8. Jahrhundert im Rahmen ihrer Missionstätigkeit bis nach Salzburg und St. Gallen gelangt. Nur so lassen sich die Fresken des Proculus-Kirchleins erklären, daß nämlich im Rahmen der Frühmission einige irische Mönche bis in das ferne Naturns gelangten, wo sie die Ausschmückung der Kirche übernahmen. Irische Einflüsse sind in der Tat deutlich sichtbar: die irische Kunst ist uns vor allem durch Buchminiaturen (Evangeliiare usw.) bekannt, die in der Tat im Stil und Aufbau den Fresken von St. Proculus sehr verwandt sind.

Bei genauer Betrachtung tritt besonders in der Paulus-Szene das Kleinteilige in den Gewändern, die einfache Linienführung der Köpfe wie sie in der miniaturistischen Buchmalerei immer wieder vorkommen, hervor. Auffällig ist auch die völlig „antiklassische“ Konzeption der Szenen, die — auch hierin der irischen Buch-



Naturns. Paulus wird über die Mauer von Damaskus herabgelassen.

malerei verwandt — von dem Ideengut der zeitgenössischen Malerei abweicht. Was die Malerei von St. Proculus freilich besonders unserem „modernen“ Auge nahebringt, ist die Naivität des Ausdrucks und das natürlich Primitive, mit denen diese Fresken im Grunde eine Epoche vorwegnehmen: die ottonische und frühromanische Kunst.

Anders verhält es sich mit dem Freskenzyklus an der südlichen Kirchengaußenwand, der erst im frühen 15. Jahrhundert angefertigt wurde, offenbar weil das Fehlen der Genesis damals als Mangel empfunden wurde.

Dargestellt ist in der Tat die Genesis: die Erschaffung der Welt, der Menschen, die Vertreibung aus dem Paradies, Arbeit eines etwas bäuerlichen Meraner Meisters.

Auffällig die anthropomorphen Gesichter von Sonne und Mond; die Gestalt der Eva, die als zierliches puppenartiges Wesen von Gottvater aus der Rippe des schlafenden Adam erschaffen wird. Überhaupt wirkt die Gestalt von Gottvater und des strafenden Engels in der Vertreibung aus dem Paradies eher wie eine Schablone, ohne in innerer Beziehung zu den Szenen zu stehen, so als habe der Meraner Meister ein allgemeingültiges Vorbild kopiert. Immerhin, auch die Fresken der Genesis sind als Ausdruck bäuerlicher Kunst des frühen 15. Jahrhunderts von großem Interesse. Und so möge man sich nicht scheuen, von Meran aus diesen kleinen Ausflug zu dem schönen Proculus-Kirchlein in Naturns zu unternehmen.

TIROLER BURGEN UND SCHLÖSSER

Kein Land der Welt besitzt im Verhältnis zu seiner Ausdehnung eine größere Zahl von Burgen und Schlössern als Tirol, hier als geographische und lange Zeit historische Einheit zusammengefaßt, „das Land im Gebirge“, das den ganzen Raum der Ostalpen an ihrer breitesten Stelle zwischen ihren Ausgängen im Norden und Süden füllt. Als Hauptschlagader des Landes stellt sich die Brennerlinie dar. In sie münden die Seitenlinien, im Westen die durchs Oberinntal, durchs Passeiertal und durch den Vintschgau, im Osten durchs Ziller-, Puster-, Grödner-, Fassa- und Fleimsertal. Auf die Hauptverkehrswege konzentriert sich die Sorge um ihre Erhaltung und um ihren Schutz; daher treffen wir die stärkste Massierung von Burgen über den Ufern von Inn, Eisack und Etsch, vorab im Raum von Bozen und Meran.

Doch nicht nur zahlenmäßig ist Tirol das reichste Burgenland. Hier herrscht auch die größte Vielfalt der Funktion und im Gefolge davon in der baulichen Gestaltung und Ausstattung: Vom einsamen Wartturm bis zur Riesenfestung, vom einfachsten Anstich bis zum Lustschloß und der Fürstenresidenz, Zwingburgen zur Beherrschung der Umgegend und Zollwarten zur Kontrolle des Personen- und Warenverkehrs, bischöfliche Zufluchtsorte und gegen die Umwelt abgeschirmte Klosterfestungen, das alles birgt nebeneinander die Bergwelt Tirols. Jede dieser Burgen hat ihr besonderes Schicksal, ihre eigene Geschichte gehabt. Im folgenden sei der Versuch unternommen, aus dem verwirrenden Reichtum an Zahl und Art einige bedeutsame Beispiele nachzuzeichnen.

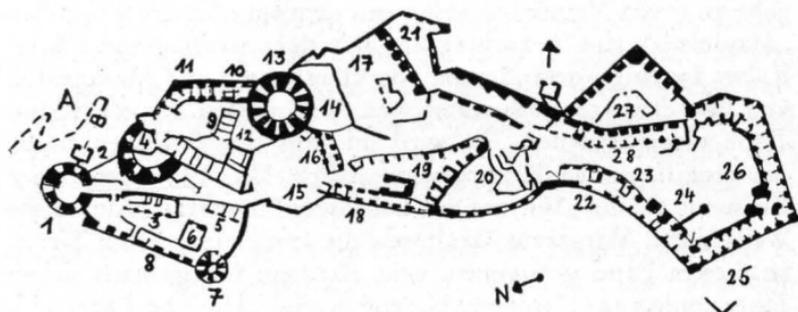
Feste Kufstein

Eine gute halbe D-Zugstunde von München, dem Chiemsee zu, teilen sich bei Rosenheim zwei wichtige europäische Eisenbahnstränge. Während Orientexpress und Tauernbahn noch ein Stück gemeinsam nach Osten verlaufen, biegen die Züge zum Brenner, dem bequemsten Schienenweg von Deutschland nach Italien, hier nach Süden ab, um, begleitet von den grünen Wassern des Inn, uns flußaufwärts die Tiroler Bergwelt zu öffnen. Kurz bevor der Inn zwischen Mangfall- und Kaisergebirge hindurch seinen Weg hinaus in die Bayerische Ebene zur Donau nimmt, fließt er vorbei an Kufstein, für die Schnellzüge vom Norden her erster Halt auf österreichischem Boden. Düstere Erinnerungen weckt diese Stadt in uns, Erinnerungen an jenen trüben und naßkalten letzten Novembertag des Jahres 1846, da der Schwabe Friedrich

List seinem unsteten, opfervollen Leben hier ein Ende gesetzt hat nach Jahrzehnten genialen Planens, nach aufreibendem Kampf gegen trägen Unverstand und eigensinnigen Partikularismus, um die Verwirklichung eines wirtschaftlich geeinten und verkehrstechnisch erschlossenen Deutschlands und Europas der Zukunft, das er prophetisch in sich trug. In dem Reisenden wächst ein bedrückendes Gefühl, wenn er bei der Ausfahrt des Zuges aus Kufstein einen Blick erhascht hinauf zum Burgfelsen, der mitten aus dem Tal aufragt, bekrönt von einem riesigen Rundturm. In seiner beherrschenden Lage und drohenden Mächtigkeit erinnert er unwillkürlich an den Munot von Schaffhausen, der hoch über dem rasch dahinströmenden Rhein die schweizerische Grenzstadt deckt. Der beherrschende Felsklotz über dem Fluß trägt in seiner Schutzlage die beste Voraussetzung zu Siedlung und Wehrbau in sich. So ist es verwunderlich, daß neben vorgeschichtlichen und vor allem bronzezeitlichen Funden solche aus römischer Zeit und aus dem frühen Mittelalter bisher fehlen. Wie ein Güterverzeichnis des Hochstifts Salzburg, der sog. Indiculus Arnonis, für die Zeit um 790 ausweist, bestand schon zu Lebzeiten Karls des Großen C(h)ao(f)stein als kleine Siedlung. Diesen Namen hat man mit der Kufenform des Burgfelsens zusammengebracht. In der Güterliste der Grafschaft Falkenstein aus dem 12. Jahrhundert treffen wir auf einen Sigihart von Kuofstein, später auf einen Engelprecht von Chuifstain sowie auf einen Eberhart von Ebbs als „Cämmerer von Chufstain“. Wir dürfen für den Ort eine sehr früh bestehende Eigenkirche der Aribonensippe annehmen, die nach dem Verlust der Selbständigkeit in ein Filialverhältnis zu Ebbs gekommen ist. Entsprechend dem Beharrungsvermögen rechtlicher Verhältnisse im Raum der römischen Kirche dauert diese Filialstellung bis 1810 an; erst von da an hat Kufstein seine eigene Pfarrei. Bis zum Ende des 11. Jahrhunderts im Besitz der Aribonen, gelangt der Ort, eine der drei alten Thingstätten (Gerichtsbezirke) der Grafschaft Intervalles, von der Zillermündung im Süden bis gegen Rosenheim reichend, an den Bischof von Regensburg. Der gibt das Gebiet 1133 an Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern, den Vater Heinrichs des Löwen, als Lehen aus. Bald nach dieser Zeit wird die Burg Kufstein erbaut worden sein. Bei ihrer ersten urkundlichen Nennung im Jahre 1205 treffen Bischof Konrad von Regensburg und Herzog Ludwig von Bayern eine Vereinbarung, die Burg entweder als gemeinsamen Besitz zu pflegen oder sie gemeinsam niederreißen zu lassen und ebenso gemeinsam ihren Wiederaufbau zu verhindern. Dieses Abkommen zeugt von der damaligen Einschätzung der Burg über dem unteren Inntal als Machtfaktor. Zunächst bleibt es beim gemeinsa-



Kufstein (aus Merian).



Kufstein — Heutiger Baubestand, Plan von 1836.

Legende:

- | | |
|------------------------------|--------------------------------|
| A Gedeckter Eingang | 14 Elisabeth-Batterie |
| 1 Bürgerturm | 15 Wallachen-Bastion |
| 2 Wachkanzel | 16 Artillerie-Labor |
| 3 Untere Schloßkaserne | 17 Anna-Batterie |
| 4 Schloßbrondell | 18 Caroli-Bastion |
| 5 Schlosser-Werkstätte | 19 Kriegsmagazin |
| 6 Hauptbrunnen | 20 Pfauenschweif |
| 7 Fuchsturm | 21 Eugen-Halbhornwerk |
| 8 Gaudenz-Batterie | 22 Artillerie-Geschützschuppen |
| 9 Stabs-Stockhaus (zerstört) | 23 Kriegsbackerei |
| 10 Andreaskirche | 24 Rechte und linke Flanke |
| 11 Obere Schloßkaserne | 25 Theresienfläche |
| 12 Kaiserhöfel | 26 Josefsburg-Bastion |
| 13 Kaiserturm | 27 Francisci-Ravelin |

men Besitz von Bischof und Herzog, bis ersterer im Jahre 1213 auch seine Burghälfte dem Bayernherzog zu Lehen gibt. Der verpflichtet sich dabei ausdrücklich, ohne Zustimmung des Regensburger Hochstifts die Feste nicht zu verstärken, wieder ein Beleg für die damalige Rolle der Burg im machtpolitischen Spannungsfeld. 1255, bei der Teilung des bayerischen Herzogtums, fällt die Feste Oberbayern zu. 1317, elf Jahre vor seiner Kaiserkrönung, verkauft König Ludwig der Bayer „Purg und veste Chufstein“ zusammen mit Kitzbühel, Werberg und Ebbs für 8000 Mark Silber an drei bayerische Herzöge.

Knapp zwanzig Jahre später erlebt Markgraf Karl von Mähren, nachmals Kaiser Karl IV., die Feste als wirksamen Riegel, der ihm, als er die Ansprüche seines unmündigen Bruders Johann von Böhmen in Tirol verfechten will, bei Verfolgung der Bayern den Weg in die Alpen sperrt. Wie während des ganzen Mittelalters bei Grundbesitz in fürstlicher Hand üblich, dienten auch Kufstein und seine Burg zur Ausstattung und Versorgung einzelner Familienglieder und wurden zum Streitobjekt dynastischer Häuser. Nachdem die Herrschaft seit 1342 kurze Zeit der zweiten Gattin Ludwigs des Bayern, Margarete von Holland, übereignet war, gelangte sie durch Verschreibung als Morgengabe an deren Namensschwester mit dem sprechenden Beinamen „Maultasch“, die in zweiter Ehe mit dem gleichnamigen Sohn Kaiser Ludwigs, dem Herzog von Oberbayern und Markgrafen von Brandenburg, verheiratet war. Wir werden ihr auf Schloß Tirol wiederbegegnen. Ihr wird im Jahr der Goldenen Bulle, des grundlegenden Reichsgesetzes Karls IV., 1356 der Besitz Kufsteins als ihr „Wittum auf Lebenszeit“ bestätigt. Auf solche Weise durch Margarete Maultasch, die anerkannte Erbin Tirols, zu diesem Land gekommen, geht Kufstein bereits nach sieben Jahren mit ganz Tirol an Herzog Rudolf IV. von Österreich über. Der Habsburger hatte angesichts der durch die Ansprüche Bayerns schwierig gewordenen politischen Lage seine Verwandten dazu bewogen, zu seinen Gunsten mit Zustimmung der Stände Tirols auf die Regierung zu verzichten. Es kommt in der Folge zum Krieg gegen Bayern, den Rudolfs Nachfolger im Frieden von Schärding 1369 beenden können. Dabei wird mit dem Verzicht der Habsburger auf das Wittum der Margarete Maultasch Kufstein wieder zu Bayern geschlagen. Solches Hin und Her beim Tauziehen der politischen Mächte ist das typische Schicksal damaliger Grenzfestungen, unter denen vom 14. bis ins frühe 19. Jahrhundert Kufstein eine zeitweilig bedeutende Rolle gespielt hat. Wie haben wir uns diese Burg vorzustellen? Der ursprüngliche Bau ist verhältnismäßig klein, er nimmt nur den nördlichsten Teil des Burgfelsens ein, wobei der Palas als repräsentativer

Wohnbau vom südlich angebauten Bergfried gedeckt wird. Der Ausbau der Burg ist im Zusammenhang mit der Siedlung Kufstein an ihrem Fuß zu sehen, die sich von der „villa“ (1060) und dem „forum“ (1257) weiterentwickelt hat. Kaiser Ludwig als Herzog von Bayern hat laut Urkunde vom 20. Juni 1339 die Rechte und Freiheiten des Marktes Kufstein bestätigt und ihn mit Münchner Stadtrecht bewidmet. Eine andere Urkunde vom 7. Januar 1393 spricht von der Verleihung des Rechtes der Städte Oberbayerns durch Herzog Stefan von Bayern an Kufstein und Rattenberg. Damals dürfte im Rahmen der nunmehr errichteten Stadtbefestigung bis 1415 auch die Burgwehr verstärkt worden sein. Ob deren beide Rondelle auf der Stadtseite schon aus dieser Zeit stammen, ist aber mehr als fraglich. Jedenfalls ist die Feste im unteren Inntal neben Sigmundskron, das den Zusammenfluß von Etsch und Eisack beherrscht, das älteste Beispiel für den Ausbau von Rondellen in Tirol. Diese Bauweise, aus der Befestigungskunst Italiens übernommen, wird in der Folge durch die Entwicklung der Feuerwaffen, besonders durch das immer stärkere Gewicht der Artillerie entscheidend mitbestimmt. Man ist bei den Umbauten der Feste Kufstein sehr früh davon ausgegangen, daß die alte Burganlage durch Feuerwaffen gleich an drei Seiten gefährdet ist: im Norden, im Westen und im Süden, während vorher ein Angriff eigentlich nur von der Südseite her zu erwarten war. Der auf den Rondellbau verlagerte Schwerpunkt der Umgestaltung bezeichnet den Wandel der mittelalterlichen Burg zu einer neuzeitlichen Festung. Das Jahr 1504 bedeutet den dramatischen Höhepunkt ihrer Geschichte.

In Bayern streiten nach dem Erlöschen der Linie Landshut-Niederbayern München-Oberbayern und Pfalz um das Erbe. Maximilian I. greift als deutscher König ein — den Titel eines „erwählten römischen Kaisers“ trägt er erst seit 1508. Er unterstützt die Ansprüche von München-Oberbayern und nimmt dafür die Landgerichte Kitzbühel, Kufstein und Rattenburg in Besitz. Der bayrische Befehlshaber der Feste Kufstein, Hans von Pienzenau, wird, obgleich früher in pfälzischen Diensten, von Maximilian zunächst in seiner Stellung belassen. Als er jedoch mit seinem früheren Herrn, dem Pfälzer, wieder Verbindung aufnimmt, belagert Maximilian das „sonder stark Gslos“ mit einem Aufgebot von 9000 Mann. Bei der entschlossenen Verteidigung Pienzenaus kann er die Feste jedoch nicht nehmen. Der verhöhnt die Artillerie des Königs, indem er die Einschußstellen an Mauern und Türmen mit Besen abkehren und die Kugeln „wegputzen“ läßt. Da der König angesichts früherer militärischer Mißerfolge um seine jüngst erst mühsam wiedergewonnene

Machtstellung bangt, entschließt er sich zum Letzten, um den Widerstand der Belagerten zu brechen. Aus seinem größten Waffenarsenal, dem Innsbrucker Zeughaus, läßt er die beiden Riesengeschütze „Purlepau“ und „Weckauf“ heranschaffen. In Kürze ist unter der Wirkung dieser damals schwersten Waffen die Festung zur Übergabe reif geschossen. Jetzt zeigt sich der König des Heiligen Römischen Reiches, wie man ihn sonst nicht kennt. Haben ihn die vergeblich mit der Belagerung verbrachten Wochen so gereizt oder glaubt er, in Tirol ein abschreckendes Beispiel statuieren zu müssen? Die gesamte Besatzung der Kufsteiner Feste wird dem Schwert des Henkers überliefert. Maximilian verrennt sich in seinem Zorn so weit, daß er jedem eine Maulschelle androht, der es wage, Fürbitte zu leisten. Das hält Herzog Erich von Braunschweig nicht ab, angeekelt von dem blutigen Schauspiel, nach der Hinrichtung Pienzenaus und weiterer sechzehn Verteidiger für ein Ende des Blutvergießens einzutreten. Maximilian hört auf ihn. Die Maulschelle, durch Königswort verfügt, wird dem Herzog wenigstens symbolisch erteilt. Was der Gewinn der Feste für Maximilians Prestige bedeutet hat, läßt sich aus der Darstellung für sein Grabmal in der Innsbrucker Hofkirche, im Weißkunig wie im Grünbeck-Codex der Nationalbibliothek in Wien ablesen. Sofort nach Übernahme der Burg läßt Maximilian sie mit einem Aufwand von nahezu 7000 fl. umbauen und nach dem Stande der neuesten Technik im Festungsbau ausstatten. Beim Tode des Kaisers ist ein Festungsbaumeister Michael Zeller, genannt Preuss, mit den neuen Türmen, Rondellen, Kasematten, gedeckten Gängen, Vorwerken und Bastionen noch nicht fertig. Die Feste Kufstein ist damals mit ihren mehrstöckig eingebauten Geschützständen und zum Teil über sieben Meter starken Mauern zum mächtigsten Bollwerk ganz Tirols geworden. Alles überragend und bis heute das Bild Kufsteins prägend, ersteht an der Stelle des alten Bergfried nunmehr der „Kaiserturm“, der größte Wehrturm seiner Zeit. Mit ihm ist der Ausbau der Epoche Maximilians nach achtzehn Jahren vollendet. Dreißig Jahre später, unter König (seit 1558 Kaiser) Ferdinand I., dem Enkel Maximilians I., wird die Feste wieder ein Jahrzehnt lang umgebaut. Unter Leitung des erfahrenen italienischen Baumeisters Lavianello werden Wohnlichkeit der Hochburg und Wasserversorgung entscheidend verbessert, in der Folge die Rundbauten durch polygonale Mauerzüge ergänzt, Basteien, Batterien und vielfache Torsperren eingerichtet. Der ganze mittlere Schloßberg ist in das Verteidigungssystem einbezogen, wobei auf die Höhenunterschiede der einzelnen Verteidigungsgürtel besonderer Wert gelegt wird. Im 17. und 18. Jahrhundert ist das Rondellsystem durch in die Tiefe gezogene Vor-



Maximilian belagert Kufstein 1504. Von Hans Burgkmair dem Älteren (1473—1531 Augsburg). Auf dem Bild die schwersten Geschütze damaliger Zeit, die mit bis zu 300 Pfund schweren Eisenkugeln geladen wurden.

werke weithin abgelöst worden. Wenn die Festung als Nordtor Tirols bei späteren militärischen Entwicklungen noch öfters genannt wird, besonderen Ruhm hat sie doch nicht erworben. Im Spanischen Erbfolgekrieg gelingt dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern 1703 die Überraschung mit ganzen 50 Mann! Er nimmt Stadt und Burg nach schwerer Zerstörung. Dabei fliegt der Kaiserturm mit der dort gelagerten Munition teilweise in die Luft. Obwohl die Hauptlandesfestung Kufstein im Edikt Maria Theresias über Verkauf und Verpachtung von 1744 wie im Regierungsedikt über die Auflösung aller Festungen von 1782 aus-

genommen bleibt, so entspricht ihre geschichtliche Rolle keineswegs dem Aufwand, mit dem acht Jahrhunderte an ihr gebaut haben. Im Dritten Koalitionskrieg gegen Napoleon hat sie der Kommandant, ein Major, am 10. November 1805 ohne einen Schuß an die mit den Franzosen verbündeten Bayern ausgeliefert, obwohl er mit Geschützen, Munition und Verpflegung gut versorgt war und der Befehl, die Schlüsselstellung bis zum Äußersten zu halten, vorlag. Dagegen haben die Tiroler bei ihrem Freiheitskampf 1809 in dreimaliger Belagerung und schonungslosem Angriffseinsatz des Schützenmajors Josef Speckbacher Kufstein nicht nehmen können. Im Preßburger Frieden 1805 an Bayern gefallen und neun Jahre später mit dem Land Tirol an Österreich zurückgegeben, wird die Festung im 19. Jahrhundert ihrer Funktion entkleidet und teilt nunmehr das Schicksal so vieler berühmter Bollwerke, als Staatsgefängnis (bis 1865), Kommandantur einer Garnison (bis 1888), um schließlich als Waffenlager verwendet zu werden. Wie der Hohenasperg im Herzogtum und späteren Königreich Württemberg hat der Kaiserturm der Feste Kufstein bekannte, zum Teil recht abenteuerliche Gäste hinter Gitterfenstern beherbergt: Revolutionäre, Freiheitskämpfer und politische Journalisten, aber auch Hasardeure und Spione, einen Herzog von Napoleons Gnaden, einen polnischen Fürsten und General, neben der ungarischen Gräfin Geiseln aus Mailand, neben einem Räuberhauptmann einen Piraten des Mittelmeers — welch lockende Biographien ließen sich hier schreiben! Die Feste war in all den Jahrhunderten ihres Bestehens immer nur im Besitz von Bischöfen, sodann von Landesfürsten, ohne daß diese jemals in ihren Mauern residiert hätten. Der schließliche Ankauf durch die Stadt Kufstein im Jahre 1923 hat sie vor völligem Verfall oder Abbruch bewahrt.

Schloß Ambras

Auf einem Felsvorsprung am Fuß des Patscherkofels südöstlich Innsbruck leuchtet aus einem gepflegten Renaissancepark mit lauschigen Grotten, Wasserfällen, zierlichen Musentempelchen und versonnenen Weihern, in deren Wasser sich prächtige Bäume spiegeln, ein weißes Schloß. Langgezogene Saalbauten und Bogengänge umschließen im Fünfeck einen Hof, den im Norden die hohe Front des Fürstenhauses überragt, dessen Baukörper das Fünfeck wiederholt. Unweit von dieser Insel heiterer Ruhe, im harmonischen Einklang von Natur und Kunst geschaffen, flutet heute der Fernverkehr. Entlang der Sill, die von Süden kommend, am Stadtrand von Innsbruck in den Inn mündet, rauschen durchs Wipptal die Züge von und zum Brenner.



Schloß Ambras. Blick über das Inntal auf die Nordkette (Karwendelgebirge), die nördlichen Kalkalpen.

Von einer überdachten Terrasse im Westen des Ambraser Hochschlosses öffnet sich ein bezaubernder Blick ins Land: Zu Füßen des Beschauers die bis an die Berglehnen ringsum ausgreifende heutige Großstadt mit ihren Kuppeltürmen, in der Talaue das grünsilberne Band des Inn, darüber sich türmend im Schneegegend die majestätische Innsbrucker Nordkette mit Solstein, Frau Hitt und Hafelekar; stromab in der Ferne Hall, alte Salzstadt und modernes Industriezentrum, abschließend im Osten die Zillertaler Alpen.

Die Anfänge einer Burg Ambras und des gleichnamigen Fleckens, der sich unter ihr an den Berghang anlehnt, sind zeitlich nicht genau feststellbar. Da die heutige Vorstadt und einstige Urfarrei Innsbrucks, Wilten (Veldidena) Ambras zunächst liegt und dort Spuren in die Römerzeit reichen, hat man vermutet, die Bergterrasse des heutigen Schlosses habe einst zur Deckung von Veldidena und der daran vorbeiführenden Straße ein Römerkastell getragen. Die Namensform Ambras (Ombras) hat man auf die lateinische Bezeichnung *ad umbras* zurückgeführt. Im Verlauf der Geschichte begegnet jedoch häufig die Bezeichnung Amras ohne b. Für das Frühmittelalter ist die Siedlung unter der Burg als *locus Omarus* (837) belegt. Sehr früh findet sich hier Eigengut der mächtigen Gaugrafen aus dem Hause Andechs. Sie, die Gründer Innsbrucks, haben die erste Burg gebaut. Diese gelangt, als der Andechser Stamm zu Beginn des 11. Jahrhun-

derts sich in mehrere Zweige teilt, an die Linie Andechs-Wolferthshausen. Der Besitzer nennt sich im 11. Jahrhundert „comes de Omeras“. In heftiger Fehde der Andechser mit dem Bayernherzog Heinrich dem Stolzen wird die Burg Ambras von diesem nach hartnäckigem Widerstand 1138 genommen und ausgebrannt. Wiederaufgebaut fällt sie, nachdem die Grafen von Görz und Tirol das Land im Gebirge an sich gebracht, 1263 an Graf Meinhard von Tirol. In der Folgezeit sind Burg und Dorf Ambras als Kammergut des gräflichen Hauses durch viele Hände gegangen, verpfändet und an Dienstleute zu Lehen gegeben worden. Margarete Maultasch behielt beim Verzicht auf ihre Grafschaft Tirol zugunsten Herzog Rudolf IV. von Österreich im Jahr 1363 unter anderem die Herrschaft Ambras für sich zurück. Die Verlegung der landesherrlichen Residenz nach Innsbruck unter Herzog Friedrich IV. (1411—1439) hob die Bedeutung der Burg. Sein Nachfolger Herzog Sigismund (1439—1496) verschrieb die Herrschaft nacheinander seinen beiden Gattinnen Eleonore von Schottland und Katharina von Sachsen als Wittwensitz. Die große Zeit für Ambras aber kam unter Kaiser Ferdinand I. (1556—1564), der es von den Erben eines Vertrauten Maximilians I., Wilhelm Schurf, dem es verpfändet war, einlöste und 1563 seinem zweiten Sohn, Erzherzog Ferdinand (1564—1595) schenkte. Der junge Fürst war nach seiner ersten militärischen Bewährung im Schmalkaldischen Krieg seit Ende 1547 für neunzehn Jahre Statthalter in Böhmen, führte dazwischen das Heer des Kaisers gegen die Türken (1556) und wurde 1563 vom Vater den Ständen Tirols zu Innsbruck offiziell als künftiger Landesherr vorgestellt, um darauf zunächst wieder auf seinen Prager Posten zurückzukehren. In der Zwischenzeit ließ Erzherzog Ferdinand Ambras von einer mittelalterlichen Wehrburg zu einem Lustschloß, ja, zu einer repräsentativen fürstlichen Residenz von Grund auf umgestalten. Von Prag aus, wohin er die Pläne schicken ließ, traf er seine bis ins einzelne gehenden Anordnungen. Dazu bewog ihn die Liebe zu seiner Gattin, der er die vom Vater erhaltene Herrschaft bereits 1564 seinerseits zum Geschenk gemacht. Es hatte sich nämlich gleich zu Beginn seiner böhmischen Statthalterjahre eine Romanze angesponnen, die den Beteiligten das Mitfühlen der Nachwelt gesichert hat, besonders im Zeitalter der Romantik, wie die damalige Flut verklärender Biographien erweist. Auf dem Augsburger Reichstag im Winter 1547/48 mag es gewesen sein, daß der blutjunge Habsburger in der damals ersten Handelsstadt Deutschlands eine Patriziertochter kennen und lieben gelernt hatte.

Philippine Welser entstammte dem Haus, das sich unter ihrem



Schloß Ambras

Onkel zur bedeutendsten Handels- und Reedereifirma der Zeit entwickelt hatte. Wie die Fugger hatten auch die Welser ihre Hand auf den Kupfer- und Silberminen Tirols; zu ihren Schuldnern zählten Kaiser und Könige. Karl V. hatte ihnen Venezuela verpfändet, dessen Schätze sie mit eigener Flotte nach Europa schafften. Faktoreien in Antwerpen, Lissabon, Lyon, Madrid, Sevilla und S. Domingo auf Haiti kennzeichnen das weltweite Unternehmen. Philippine, 1527 geboren und damit zwei Jahre älter als Ferdinand, folgte ihm nach Böhmen, indem sie bei einer Tante, die an einen schlesischen Ritter verheiratet war, auf deren Schloß lebte. Ein volles Jahrzehnt, bis 1557, mußte das Liebespaar warten, bis es sich trauen lassen konnte, und dies war angesichts der damals starren ständischen Schranken auch nur unter strengster Geheimhaltung möglich. Die Tante allein war als Trauzeugin zugegen. Als auf deren Schloß Philippine im folgenden Jahr ihren ersten Sohn gebar, wurde er, wie auch die folgenden drei Kinder, ausgesetzt, wobei die Auffindung jedesmal vorher im geheimen verlässlich organisiert war. Vor den Augen der Welt waren es Findelkinder, die auf zwei böhmischen Schlössern aufgezogen wurden. 1561 endlich hat der Habsburger Familienrat nach langwierigen Verhandlungen seine Zustimmung zur Anerkennung der Ehe mit der „Bürgerlichen“ erteilt, die immerhin aus einer der reichsten Familien Europas kam. Jegliche Erbfolge in den Fürstentümern und entsprechende Titel für die Kinder war vertraglich ausgeschlossen; die Mitteilung der ehelichen Verbindung Ferdinands mit Philippine sollte Zeit ihres Lebens auf einen allerengsten, genau festgelegten vereidigten Personenkreis beschränkt bleiben. 1576 erteilte der Papst seine

Dispens, wodurch der Zwang zur Geheimhaltung endlich entfiel. Wohl noch im Jahr der Schenkung von Ambras an sie, 1564, ist Philippine dort eingezogen. Nach seinem Regierungsantritt in Tirol erhob Erzherzog Ferdinand die Familie der Welserin sogleich in den Freiherrnstand. Von dieser Zeit an nennt sich Philippine Freiin von Zinnenburg.

Auf Schloß Ambras aber wird auch nach Ferdinands Einzug mit gewaltigem Kostenaufwand weitergebaut. Der Schloßpark wird durch niederländische Gärten erweitert, Feigen-, Kastanien- und Mandelbäume werden gepflanzt. Grotteske Figuren, wie wir sie etwa aus dem Schloßpark der Hohenlohe in Weikersheim kennen, umsäumen die Teiche. Ein Tiergarten darf natürlich nicht fehlen. Unter den neuerbauten Trakten ragt der „spanische Saal“ heraus, der älteste und zugleich größte Renaissancesaal im deutschen Raum, mit herrlicher, tadellos erhaltener Holzdecke von bester Tiroler Handwerksarbeit. Erzherzog Ferdinand, hochgebildet, von ausgeprägtem Kunstverständnis und echtem Wertgefühl, war Sammler in einem Ausmaß, wie wir das aus jener Zeit nur noch von den ersten Fürstenhäusern Italiens und von den Päpsten kennen. Durch seine Beziehungen hatte er bald die reichste Waffensammlung beisammen. Die Meisterwerke der Plattnerkunst wurden für ihn dadurch lebendig, daß er sich mit den berühmten Männern, die sie getragen, beschäftigte. Ihre Porträts wurde zu einer Galerie der Prominenz vereinigt. Als Gegenstück entstand eine Bildergalerie schöner Frauen, wie sie ähnlich der Bayernkönig Ludwig I. in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Auftrag gab. Kleinplastiken und Kleinodien, erlesenes Geschirr, Glasmalereien, kunstvolle Uhren, mathematische, astronomische und Musikinstrumente schlossen sich an, sodann Seltsamkeiten aus der Natur wie „allerlei Laubwerk, so zu Stein geworden“. Abbildungen exotischer Tiere ergänzten die einzigartige Sammlung.

Im dem Jahrzehnt nach 1570 wuchs auch die Bibliothek, deren Grundstock aus der Innsbrucker Hofburg und aus Böhmen stammte. Nach Ferdinands Tod (1595) zählte man in der Bibliothek auf Schloß Ambras 3430 Werke. Berühmt sind die Ambrasers Handschriften, unter anderem die einzige erhaltene des Gudrunliedes. All diese Herrlichkeiten der „Kunst- und Wunderkammer“ standen zu Ferdinands Zeit zum Studium Besuchern aus aller Welt offen, die während ihres Aufenthalts fürstlich beherbergt und bewirtet wurden. Hinter der für das Renaissancealter typischen echten Sammelleidenschaft stand auch noch der brennende Wunsch, der über alles geliebten Frau durch Schenkung solcher Kostbarkeiten immer aufs neue Freude zu bereiten. Aller Glanz und Reichtum konnten das Bild der idealen

Gattin und Hausfrau, der Mutter der Armen und Bedrängten, nicht angreifen. Ihre Schönheit ging im Tiroler Volk von Mund zu Mund und wurde dabei im Lauf der Zeiten ins Märchenhafte gesteigert, wie ich selbst erst diesen Herbst auf Schloß Ambras zu erfahren Gelegenheit hatte.

Im Jahre 1580 stellt sich ein ungebetener Gast im Lustschloß Ambras ein: der Tod. Nach erfüllten Jahrzehnten glücklichsten Zusammenseins, das unter dem lange lastenden Zwang des Geheimnisses an Innigkeit nur gewonnen hatte, wurde Philippine von der Seite ihres Mannes genommen. Damit hat die Sonne des Glücks über Ambras ihre Leuchtkraft verloren und der gute Geist den Landesfürsten verlassen. Anna Katharina von Mantua, Ferdinands Base und zweite Gattin, übertrug den aufwendigen Prunk des Hofstaats italienischer Renaissancedynasten auf Tirol. Ferdinands katastrophale Finanzlage bei weiterem Ausbau seiner Sammlungen und sein Tauziehen mit den Landständen um immer neue Geldbewilligungen, die Lasten, die er dem Land aufbürdete, an denen eine Reihe von Generationen noch zu tragen hatte, seine religiöse Unduldsamkeit, vollends Zeichen herzloser Grausamkeit gegen Mensch und Tier, das alles trübt das Bild des alternden Regenten.

Ambras ging auf Grund von Ferdinands Testament an seinen und Philippinens zweiten Sohn — der erste war Kardinal geworden — Carl von Burgau über. Nach dessen Tod sollte immer der älteste Nachkomme der Grafen von Burgau vom regierenden Landesfürsten damit belehnt werden. Die weltberühmten Samm-



Schloß Ambras. „Spanischer Saal“.

lungen aber, „welche Wir mit viel großer Müh und Arbeit, auch mit nicht geringen Unkosten hin und wider zusammengebracht“, sollen „unverändert und unzerteilt beisammen bleiben, und sollen außerdem wohlverwahrt, vermehrt und verbessert werden.“ Gleichwohl begann nach dem Aussterben der Tiroler Linie des Hauses Habsburg 1665 der Abtransport der Kostbarkeiten nach Wien. Bei der Auflösung des Hl. Römischen Reiches 1806 war das Wesentlichste in die Residenz an der Donau überführt. Auf Schloß Ambras wurden die Gebäudeteile, zu deren Erhaltung eine spätere Zeit keine Mittel zu haben glaubte oder für die ihr einfach das Interesse fehlte, abgerissen. Seit den Tagen Kaiser Franz Josephs sucht man das Erhaltengebliebene sinnvoll zu pflegen. Den durchgreifenden Neuausbau, von Erzherzog Franz Ferdinand von Este geplant, machten die Schüsse der Attentäter von Sarajewo im Juni 1914 zunichte, die den Thronfolger das Leben gekostet und den Untergang des Habsburgerreiches eingeleitet haben.

Klosterburg Säben

Auf der Fahrt vom Brenner nach Süden gehört zu den einprägsamsten Momentbildern, die über die Jahre hin unverblaßt in unserer Erinnerung nachleuchten, der Blick auf das Städtchen Klausen am Eisack, über dem himmelhoch die Klosterburg Säben zu schweben scheint. Unmittelbar oberhalb der Stelle, wo der Tinnebach aus den Sarntaler Alpen von Nordosten her in den Eisack schäumt, schiebt sich der gewaltig aufragende Dioritfels so hart ans rechte Flußufer, daß eine Talenge (Klause) entsteht, dem der Ort, ein Paradies der Maler und Schriftsteller, 1027 als „cluse sub Sabione sita“ erstmals genannt, seinen Namen verdankt. Man muß einmal zur Mittagszeit den einzigen, überaus steilen Saumpfad von Süden her über die Burg Branzoll inmitten der Weinhänge nach Säben aufgestiegen sein, um Albrecht Dürer recht zu verstehen, der damals auf der Rückreise von Italien im Gedanken an seine Heimat ausrief: „Wie wird mich nach der Sonnen frieren!“ Entzückt von Klausen und dem darüber fast unwirklich hoch thronenden Säben läßt er über dieser zauberhaften, von ihm mit künstlerischer Freiheit behandelten Landschaft seine „Nemesis“ (die Dürerforschung verwendet seit Sandrardt die Bezeichnung „das große Glück“) im Kupferstich (um 1500—1503) schweben.

Der das Flußtal und die Klause beherrschende Fels ist wohl schon im Neolithikum (ca. 5000—1800 v. Chr.) bewohnt gewesen. Man kann ihn sich gut als alte Opferstätte vorstellen. Archäologische Stützen für ein alträtisches Heiligtum oder einen Isistem-



Klausen mit Klosterburg Säben — zwischen beiden Burg Branzoll — am Zusammenfluß von Tinnebach (links) und Eisack (rechts).

pel aus römischer Zeit, wovon gelegentlich die Rede war, fehlen indessen völlig. Auch die Legende vom hl. Kassian, 845 als Patron von Säben genannt und zum ersten Diözesanpatron von Brixen geworden, wird von der heutigen Forschung als historisch unhaltbar bezeichnet. Er soll ums Jahr 300 hier der Mutter Gottes eine Kirche geweiht, nach anderen sogar ein Bistum errichtet haben. Seine eigenen Schüler hätten ihm im Jahr 304 in Imola (zwischen Bologna und Faenza an der Via Emilia) mit ihren Griffeln das Martyrium bereitet. Die dortige Kathedrale trägt heute noch die Bezeichnung S. Cassiano. Eine Wirksamkeit Kassians in Tirol aber hat sich nicht erweisen lassen. Für das 4. oder 5. Jahrhundert jedoch darf man eine christliche Kirche auf Säben annehmen. In einem Weinberg an der Südostseite des dortigen Felsens fanden sich Reste von Grundmauern eines frühchristlichen Baues, dazu Säulenteile aus drei verschiedenen Bauperioden, deren erste in Material und Stil mit Wahrscheinlichkeit in den vorgenannten Zeitraum zu setzen ist.

Die Zeit der Bistumsgründung auf Säben ist nicht genau feststellbar, doch weiß man, daß in den Stürmen der Völkerwanderung

der Fels von Säben Fliehbürg für einen Bischof, einen Nachfolger des hl. Valentin, des letzten spätantiken Bischofs von Augsburg, geworden ist. Dessen Sitz war nach Telfs, sodann nach Überlassung der rätischen und alemannischen Gebiete durch die Goten an die 536/37 weiter vorgestoßenen Franken nach Martinsbühel bei Zirl und schließlich, spätestens beim Frankeneinfall von 574 nach Säben verlegt worden. Der Name dieses nach Süden ins Gebirge ausgewichenen Bischofs wird mit Marcianus, den manche mit einem Martinus gleichsetzen, angegeben. Er hätte als einziger Bischof von Martinsbühel aus gewirkt, bis er kurze Zeit danach mit der Fluchtstation Säben die Südgrenze seines Bistums erreicht hatte.

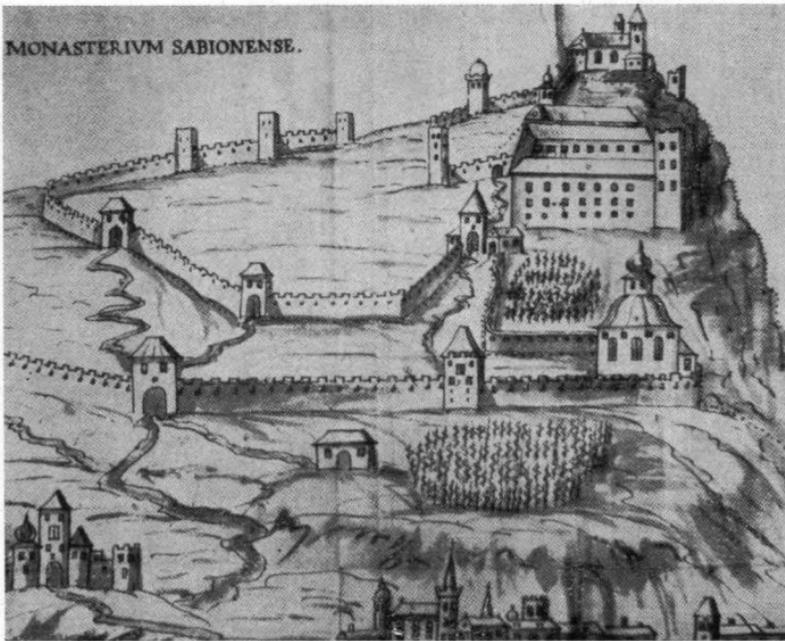
Das Eisacktal wurde damals durch eine zweifache Invasion von Nord und Süd heimgesucht. Im Jahre 568 waren die Langobarden, als Arianer für die römisch-katholische Kirche Häretiker, von Osten her in Oberitalien eingebrochen. Sie stießen bis über Bozen in die Gegend von Waidbruck vor, während zwischen 550 und 590 die Bajuwaren von Norden her ins Alpenland eindrangen. Wahrscheinlich ist die Zerstörung der ersten Bischofskirche von Säben ihr Werk. Bischof Marcianus finden wir zwischen 572 und 577 als Teilnehmer einer Bischofssynode in Grado an der Nordküste der Adria im Raum Aquileja, dem zu der Zeit Subsabione (= Säben) in der äußersten Südostecke von Raetia secunda unterstand. In Grado soll er im Jahr 578 gestorben sein. Sein Nachfolger, der hl. Ingenuin, wird in einem Schreiben des Patriarchen von Aquileja an den oströmischen Kaiser Mauritius vom Jahr 591 als „Bischof der heiligen Kirche des zweiten Raetien“ bezeichnet. Paulus Diaconus, ein Langobarde, der im 8. Jahrhundert einige Zeit zum Aachener Hofkreis Karls des Großen gehört hat, nennt ihn „Bischof von Säben“. Auch Ingenuin ist während der Langobarden- und Bajuwareneinfälle am Hof des Patriarchen von Aquileja, seines Oberhirten, bezeugt und hat unter dem Vorsitz des Patriarchen Severus an dortigen Bischofsversammlungen teilgenommen, wird aber später wieder auf seinen Sitz über dem Eisacktal zurückgekehrt und dort ums Jahr 605—608 gestorben sein. Jedenfalls ist er dort bestattet worden und fungiert neben dem legendären hl. Kassian als zweiter Kirchenpatron des späteren Bistums Brixen. Die Stabilisierung des bajuwarischen Einflusses im östlichen Alpenland vor dem Hintergrund der fränkischen Macht, die sich mit dem Sturz des Bayernherzogs Tassilo III. durch Karl den Großen im Jahr 788 an seine Stelle schob, bedingte schließlich die Lösung des Bischofs von Säben von Aquileja und seine Unterstellung als Suffragan unter das von Karl 798 zum Metropolitansitz erhobene Salzburg. Die an Säben im Süden angrenzende Diözese Trient

verblieb weiterhin bei Aquileja, da sie politisch nicht wie Säben zum nunmehrigen Herzogtum Bayern, sondern zum Reichsland Italien zählte.

Wie hat man sich den Umfang des damaligen Salzburger Suffraganbistums Säben zu denken? Es umfaßte das ganze Inntal mit allen Seitentälern von der heutigen Dreiländerecke bei Finstermünz südlich Pfunds flußabwärts bis zum Ziller, welcher die Nordgrenze gegen Salzburg bildete. Das ganze Eisacktal unterstand ihm bis zur Mündung des Thiersertals östlich Bozen, wo im Süden das Bistum Trient anstieß. Die damals äußerst schwach besiedelten ladinischen Täler sowie das Pustertal bis zum Kristeinbach, der zur Drau abfließt, gehörten ebenfalls zu Säben.

Die nach dem Sturm der Völkerwanderung wiedererbaute Bischofskirche auf dem Scheitel des Säbener Felsens ist trotz aller späterer Verunstaltung in der Hl. Kreuzkirche noch feststellbar als dreischiffige Basilika mit Apsis. Zu ihrer Datierung wohl noch in die Karolingerzeit dienen die regelmäßigen Lagen gleicher Steine und die Art ihrer Bearbeitung. Gegen das Jahr 600 dürfte ein großer Teil der romanischen Bevölkerung im Bereich der Bistümer Chur, Säben und Trient bereits christlich geworden sein. In den folgenden etwas ruhigeren Zeiten richtet sich die Kirche auch in diesen Gebieten materiell ein und baut ihre Organisation unter Angleichung an die Zeitverhältnisse aus. König Ludwig mit dem Beinamen „das Kind“ schenkte an Bischof Zacharias von Säben mit Urkunde vom 13. September 901 den Meierhof „Prihona“ (= Brixen) im Tal flußabwärts bei der Einmündung der Rienz. Dies war wohl der Hauptanstoß zur Verlegung der bischöflichen Residenz in das heitere und verkehrsgünstige Flußtal. Umfangreiche und daher zeitraubende Vorkehrungen waren dazu nötig, angefangen vom Bau einer Kathedrale und einer Bischofskurie mit allen Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäuden bis zur Vorsorge für die Ansiedlung von Bediensteten und Gewerbetreibenden. Der Umzug nach Brixen mag noch unter Bischof Richbert (ca. 955—975) eingeleitet worden sein, denn in einer in Brixen durch Kaiser Otto I. den Großen für Bischof Richbert vom Jahr 967 ausgestellten Urkunde wird dieser „Prihsinensis sanctae ecclesiae episcopus“ genannt. Andererseits wird in der Zeit von 985—990 noch von der „episcopalis sedis urbs (hier nicht = Stadt, sondern im Sinn einer bedeutenden Burganlage) que dicitur Sabienna“ gesprochen. Die offizielle Verlegung der cathedra episcopalis nach Brixen wäre also unter Richberts Nachfolger, Bischof Albuin, vom Jahr 990 ab anzusetzen. Dieser, aus dem berühmten Grafenhaus der Aribonen, heißt in einer Schenkungsurkunde Kaisers Ottos II. vom 8. September 977 „Sabianensis et Prixianensis ecclesiae epis-

copus“. Noch unter dem nächsten Stuhlinhaber, Bischof Adalbero (1006—1017), schwankt die Bezeichnung des Sitzes zwischen Säben und Brixen. Erst unter Bischof Herward (1017—1022) wird nur noch Brixen als bischöfliche Residenz genannt. Bischof Albuin hat bereits Reliquien des hl. Ingenuin von Säben dorthin übertragen. Laut Urkunde vom 7. Juni 1027 übereignet Kaiser Konrad II. Bischof Hartwig von Brixen die Grafschaft im Eisack- und Inntal, womit er von Reichs wegen zum Wächter der so überaus wichtigen Brennerstraße bestellt ist. Wir dürfen die Verlegung des Bistums nach Brixen im großen Zusammenhang mittelalterlicher Geschichte sehen. Mit dem Sieg Kaiser Ottos des Großen über die Ungarn auf dem Lechfeld (955) und seiner *Renovatio imperii*, der Wiederaufrichtung des abendländischen Kaisertums Karls des Großen als höchster europäischer Schutzmacht (962) ist auch für „das Land im Gebirge“ die grundlegende Voraussetzung geschaffen worden zu intensivem Ausbau von Siedlung und Organisation. Die Bischöfe von Brixen und Trient als die Sachverwalter des *Sacrum Imperium Romanum* an einer seiner Hauptadern, dem nächsten Weg nach Rom, gelangen zu überragender funktionaler Bedeutung im Dienst dieses Reiches. Kaiser Heinrich IV. gibt durch Urkunde vom 2. September 1091, ausgestellt in Verona, der bischöflichen Kirche zu Brixen zum Dank für die unerschütterliche Treue des Bischofs Alwin im Investiturstreit die Grafschaft im Pustertal („*comitatum situm in valle Bustrissa*“) zu eigen. Im 12. Jahrhundert ist bereits der größte Teil der Regalien (königliche Rechte) wie Markt und Zoll, Münzprägung und Ausbeutung der Mineralschätze des Landes an den Bischof gefallen, der damit zum wirklichen Reichsfürsten geworden war. Vor allem aber war er in dem Gebiet, womit er belehnt worden war, im Auftrag des Kaisers oberster Gerichtsherr. Weil aber ein Bischof sich nicht mit Blut beflecken, weder im Kampf einen Menschen töten noch jemand zum Tode verurteilen durfte, setzte er zum Schutz seiner Leute und zu ihrer militärischen Führung, vor allem aber zur Rechtspflege, Vögte (Schutzherren) ein. Der Vogt von Brixen wohnte auf Säben, wo die bischöfliche Burg als Zuflucht für den Bedarfsfall, anfangs auch noch als gelegentliche Sommerresidenz blieb und vom Vogt (im 12. Jahrhundert unter dem Titel eines *praefectus* = Vorsteher, Befehlshaber Amtsverwalter) erhalten wurde. Dies geschah im Laufe der Zeit durch Ummauerung des gesamten Burgbezirks und durch Anlegung von Vorwerken, wodurch eine mächtige Festung entstand. Eine zinnenbekrönte Mauer mit Türmen riegelte wohl seit dem späten 15. Jahrhundert den ganzen Berggipfel an der Zugangsseite gegen Süden ab. 1482, zur Zeit der Türkengefahr, wurde durch Meister Peter von



Klosterburg Säben im 15. Jahrhundert.

Heilbronn ein Ziehbrunnen gegraben. Im Protokoll der Bischofskurie zu Brixen versieht der Burggraf auf Säben das Amt des Mundschenken. Er besitzt in der Stadt ein großes Herrschaftshaus.

Hat auf Säben nach der Verlegung des Bistums ein Marienkloster bestanden? Kaiser Konrad II. verleiht nämlich in einer Urkunde vom 19. April 1028 aus Aachen „die Klausen“ („clusas sitas in loco Sebona . . .“) und den Zoll daselbst „dem Kloster zu Säben, zu Ehren der hl. Maria errichtet“ („ . . . ad monasterium Sebona dicto in honore sanctae Mariae constructo . . .“ so im Original). Die Burggrafen aber, Herren auf Säben, verschaffen sich im Laufe der Zeit durch Kauf oder Erbgang mehrere Burgen und Flecken, so um 1300 auch die Burg Branzoll am Weg von Klausen hinauf nach Säben, das unter ihnen den Hauch der bischöflichen Welt verspürt. Die Literaturgeschichte kennt einen Herrn Liutolt (Leutolt) von Savene (= Säben) als Minnesänger. Das sogenannte Tugendbuch, ein Lehrgedicht Konrad Vintlers vom Jahre 1411, mit seiner rückhaltlosen Anprangerung des Sittenverfalls beim Tiroler Adel ist, wenn nicht auf dem Runkelstein, vielleicht in Säben entstanden. Ist es auf dem Felsensitz über Klausen in der lebensprühenden Renaissancezeit manchmal so ausschweifend hergegangen, wie man munkelte, daß in dem Blitzschlag, welcher den Burgsitz im Jahre 1535 durch Feuer

verheert hat, der rächende Finger Gottes gesehen wurde? Rund anderthalb Jahrhunderte lang war es recht still um Säben, abgesehen von beliebten Wallfahrten auf den nicht leicht zugänglichen Berg, der in Erinnerung an die Frühzeit des Christentums im Alpenland in besonderer Weise Andacht und Ehrfurcht erweckte. Zwischen den immer mehr verfallenden Ruinen der Burg weideten des Mesners Kühe und Ziegen. Daß in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts neues Leben dort oben einkehrte, war das Werk des ebenso umtriebigen, energiegeladenen und begeisterungsfähigen wie in wirtschaftlichen Dingen recht unbekümmerten Dr. Mathias Jenner, Domherr zu Brixen, Dekan, Pfarrer und Spitalherr zu Klausen (gestorben 1691). Auf sein Drängen wurde schließlich nach langwierigen, schwierigen Verhandlungen zwischen dem Kardinal-Fürsterzbischof von Salzburg, dem Bischof und Domkapitel von Brixen und dem altberühmten Benediktinerinnenstift Nonnberg, die sich insgesamt ein halbes Jahrzehnt hinzogen, der Weg geebnet für eine Tochtergründung der Salzburger Benediktinerinnen, deren erste 1685 auf Säben einziehen. Drei Jahre später kann der fertige Klosterbau mit den Altären geweiht werden. Im Übereifer hat man für die Zwecke der Klosterfrauen vieles von den Bauresten zerstört, anderes stilllos entstellt.

Ein neuerlicher geschmackloser Umbau von gleich barbarischer Verständnislosigkeit im Jahr 1890, wobei der Palas der mittelalterlichen Hochburg für die Klosterkirche geopfert wurde, bedingt, daß allein die überwältigende Fernwirkung erhalten blieb. Da und dort stecken heute zusammenhanglos verunstaltete Reste der mittelalterlichen Baugruppe. Ein Teil davon ist infolge der strengen Klausur dem Besucher unzugänglich. Nur das Oktogon der Liebfrauenkirche mit der anstoßenden Gnadenkapelle, 1652 in überzeugendem Barock konstruiert, mit Geschmack stukkiert und einheitlich ausgestattet, kann einigermaßen befriedigen. Was uns dort oben aber heute noch bezwingend zu ergreifen vermag, ist der *genius loci*, der im Wechsel der Zeiten seine Ausstrahlungskraft bewahrt hat.

Ruine Sigmundskron

„Nun erblickte ich endlich, bei hohem Sonnenschein, . . . das Tal, worin Bozen liegt. Von steilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, ist es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tiroler Bergen gedeckt. Eine milde sanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet sich die Etsch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge sind mit Wein bebaut. Über lange,



Ruine Sigmundskron bei Bozen. Im Vordergrund die Etsch. Bahn und Hauptstraße verlaufen — ziemlich entfernt — am linken Rand des Etschtales.

niedrige Lauben sind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens . . . Die Etsch fließt nun sanfter und macht an vielen Orten breite Kiese. Auf dem Lande, nah dem Fluß, die Hügel hinauf, ist alles so eng an- und ineinander gepflanzt, daß man denkt, es müsse eins das andere ersticken. Weingelände, Mais, Maulbeerbäume, Äpfel, Birnen, Quitten und Nüsse. Über Mauern wirft sich der Attich lebhaft herüber. Efeu wächst in starken Stämmen die Felsen hinauf und verbreitet sich weit über sie; die Eidechse schlüpft durch die Zwischenräume . . .“ Ein deutscher Reisender, am Abend des 10. September 1786 mit der Brennerpost über Brixen und Bozen in Trient angelangt, schrieb dieses sein Erlebnis der Landschaft in der Frühe des nächsten Morgens in sein Tagebuch.

Wie hat sich das Land an der Etsch in den an die zwei Jahrhunderten seit Goethes italienischer Reise gewandelt! Blickt man heute vom nordöstlichsten Ende des Mitterbergs, jenes von Nord nach Süd langgezogenen Porphyrrückens, der über jähem Absturz zum rechten Etschufer die Trümmer von Sigmundskron trägt, hinab in die weite Talaue, wo Etsch und Eisack ihrer Ver-

einigung entgegenströmen, so sind die einst sumpfigen Wiesen-
gründe längst zu begehrter Anbaufläche getrocknet, inzwischen
zum großen Teil in Industrie- und Siedlungsgrund weiterver-
wandelt. Die Stadt Bozen, der alte Umschlagplatz des Nord-
Südhandels, der Einwohnerzahl nach nun eben Großstadt ge-
worden, klettert an die Hänge der Berge ringsum dort, wo sie
nicht zu steil ins Flußtal stürzen. Sie breitet sich aus nach Süd-
westen auf dem linken Eisackufer. Werke der chemischen und
Metallindustrie erstanden dort mit riesigen Subventionen des
italienischen Staates. Weiter nach Südwesten, gegen die Etsch
hin, starren, zur seelenlosen Masse geballt, weiße Würfel zum
Himmel: Wohnblöcke für die aus dem fernen Süden Italiens
herangeholte Industriebevölkerung. Rauchende Essen, Kraft-
werke mit ihren Netzen von Hochspannungsleitungen, künstliche
Flußdämme notwendiger Flußkorrekturen, Bahnanlagen, Ma-
schinen- und Messehallen haben das Bild des sonnigen Bozner
Tales, umkränzt von den hochgelegenen Bauernhöfen an den
Berglehnen, zwar da und dort tiefgreifend verändert, jedoch
nicht von Grund auf zerstört. Im Osten türmt sich noch wie eh
und je Laurins Rosengarten und der trotzige Schlern, im Norden
umwallen die Sarntaler Alpen schützend das Tal, und der Ritten
geleitet den Eisack über seinem rechten Ufer bis zur Aufnahme
des Wildwassers der Talfer am Südrand der Bozner Altstadt.
Halten wir Umschau von der „Krone aller Bozner Burgen“ am
Rande der paradiesischen Hügellandschaft Oberetsch, so können
wir auch heute noch etwas von Goethes Reiseschilderung nach-
empfinden. Dort, zwischen den Ruinen von Sigmundskron, mag
es in einer stillen Stunde auch geschehen, daß uns die Geschichte
jener altersgrauen Mauern lebendig wird. Der auf drei Seiten
steil abschüssige Felskegel war nach Ausweis von Funden bereits
in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt. Infolge seiner beherrschenden
Höhenlage nahe der Vereinigung zweier Flüsse und seiner um-
fassenden Sicht auf den ganzen Bozner Kessel hat er vielleicht
schon damals eine zentrale Bedeutung für die Stämme der Um-
gegend gehabt. Die Nutzung des glänzenden Beobachtungspunktes
zur Römerzeit kann man sich vorstellen. Eine früh-
mittelalterliche Burg ist aus der Zeit Ottos des Großen (936—
973) bezeugt. Damals hatte Markgraf Berengar seinem Mit-
prätendenten um die Königskrone Italiens, Hugo von der Pro-
vence, zunächst weichen müssen und in Deutschland bei Her-
mann von Schwaben Hilfe gesucht. Der verschafft ihm den
Schutz König Ottos I. (seit 962 Kaiser). Nach fünfjährigem
Aufenthalt in Deutschland kehrt Berengar auf die Nachricht,
daß die Herrschaft seines Gegners Hugo wanke, 945 mit einer im
Gastland geworbenen Streitmacht durch den Vintschgau in den

Süden zurück. Da hindert ihn die Höhenburg Formicaria (der früheste Name für Sigmundskron; spätere Namensformen: Formigar, Formian, Firmian) über der Etsch am Weitemarsch. Aus Mangel an Belagerungsmaschinen kann Berengar die Feste nicht nehmen, die schon damals dem Bischof von Trient gehörte. Diesem, einem Vetter Hugos und zugleich seinem mächtigsten Vasallen, waren neben Trient noch die Bistümer Mantua und Verona und die dortige Mark verliehen worden. Zur Verteidigung von Formicaria hatte Bischof Manasse einen Kleriker namens Adelard bestellt. Berengar versprach diesem den Mailänder Erzstuhl, wenn er die Feste übergebe. Adelard wollte seine Chance wahren und übergab die Burg unverzüglich. Er hat dann dafür zwar nicht das Erzbistum Mailand, aber den Bischofsstuhl von Como bekommen.

1163 begegnet uns die Burg Formigar wieder. Sie ist Hauptstützpunkt des Trienter Bischofs an der Nordgrenze seines Sprengels, zum Verwaltungszentrum ausgebaut. Im 12. Jahrhundert residiert er hin und wieder in dem „castrum, quod dicitur Formigar“, wobei er auf dem Wiesenplan zu Füßen der Burg Gerichtstage und Beratungen abhält, wie das für 1163, 1181 (ad vadum de Formeiano, d. h. an der Etschfurt), 1197 und 1216 (an der Etschbrücke, pons) bezeugt ist. Nach altem Brauch war dazu als „Umstand“ der Adel des Herzogtums Trient und der Grafschaft Bozen samt den Ministerialen (ursprünglich Bedienstete) aufgeboten. In diesem Kreis spielten die nächsten Anlieger, die Grafen von Eppan und die Greifensteiner, besonders aber die Grafen von Tirol, eine gewichtige Rolle. Gewöhnlich wurde die Burg mit den dazugehörigen Gütern und Leuten von einem sogenannten Gastalden, einem bischöflichen Ministerialen, verwaltet, der, Burgkommandant und zugleich Amtsträger für den ganzen Verwaltungsbezirk, auch mit richterlichen Befugnissen ausgestattet war. In solcher Stellung sind im Dienst des Bischofs von Trient die Herren von Firmian (1526 Freiherrn, 1749 Grafen) emporgekommen. Die verschiedenen Zweige ihres Stammes, der seit dem 12. Jahrhundert das Burglehen auf Formigar (der Familienname von der Burg!), daneben aber gar bald eigene Wohnsitze in der Umgebung innehatte, haben sich in den Besitz geteilt. Die von Firmian sind ein besonders deutliches Beispiel für die mittelalterliche Entwicklung im Lehenswesen. Die Bischöfe, die zur Entlohnung für ihre Dienste an ihre Ministerialen Teile ihres Herrschaftsgebietes zur Nutznießung als Lehen ausgegeben hatten, vermochten deren zum Gewohnheitsrecht werdende Erblichkeit nicht zu hindern, so daß sie in den meisten Fällen allmählich in den völligen Besitz der betreffenden Ministerialenfamilien übergingen. So hatten um die Mitte des 13. Jahrhun-

derts die Bischöfe von Trient und Brixen bereits einen großen Teil ihres fürstlichen Herrschaftsgebietes, das aus Verwaltungsgründen und zur Beteiligung mehrerer Familienzweige in kleinere Grafschaften aufgespalten wurde, praktisch an ihre Vögte und Ministerialen aus der Hand gegeben. Hatten die Lehensträger aber erst einmal einen bestimmten Anteil der herrschaftlichen Machtbefugnisse und Besitztümer an sich gerissen, so waren die Aussichten, ihnen diese wieder abzunehmen, für die geistlichen Lehensherren gering, zumal sie den emporgekommenen weltlichen Herren im Kampf meist unterlegen waren. Niemand weit und breit hatte diese Entwicklung so zu nutzen gewußt und sie so sehr vorwärts getrieben wie die Grafen von Tirol. Vasallen des Trienter Bischofs, im 12. Jahrhundert seine Schutzvögte, hatten sie im nächsten Jahrhundert schon dessen reale politische Macht fast bis zur bloßen Fiktion verdrängt. Das hatte unter anderem die Folge, daß die Amtshandlungen des geistlichen Lehensherrn in der Bozner Talaue und auf Burg Formigar bald der Vergangenheit angehörten. Damit hatte auch der inzwischen erbliche Lehenssitz der Herren von Firmian seine Bedeutung als politische und Verwaltungszentrale eingebüßt. Im Jahr 1370 hat eine Linie derer von Firmian ihren Familienanteil an die Herzöge Albrecht und Leopold von Österreich verkauft. Es waren dies die Brüder Rudolfs IV., der sieben Jahre zuvor das Land Tirol aus der Hand der Margarethe Maultasch für Habsburg gewonnen hatte. Im Jahre 1473 verkauften die Brüder Nikolaus und Vigil von Firmian die übrigen Anteile der Burg an Erzherrzog Sigismund von Tirol (1439—1490). Der Bischof von Trient erteilte die Belehnung — wie konnte er bei der damaligen Machtverteilung auch anders? — und außerdem das Recht zu Umbau, Erweiterung und Umbenennung. Sigismund, vital, bärenstark, dabei charmant und überaus freigebig, aber genußgierig, charakter- und willensschwach, ohne wirkliche Führungsqualitäten, suchte seine landesherrliche Stellung weniger durch Arbeit und Fürsorge für Volk und Land als durch Prunk und Verschwendung zu erweisen. In zahlreichen Bauten wollte er seinen Namen in der Geschichte verankern. Sigmundsburg auf einer Insel im See am Fernsteinpaß, Sigmundsegg bei Finstermünz, Sigmundsfreud, ein Anstz bei Barwies am Mieminger Mittelgebirge, Sigmundslust ober Vomp, Sigmundsfried im Oberinntal bei Ried: Alle diese Herrensitze sind von Sigismund entweder angekauft und erweitert oder neu erbaut worden. Die Krönung seiner passionierten Baulust aber sollte Sigmundskron, das alte Formigar, werden, von einem Zeitgenossen als Wunderbau geschildert.

Von der alten Burg aus der Zeit, da die Bischöfe von Trient zeit-

weilig in ihr residierten, hat sich außer einigen Grundmauern die Ruine der herrschaftlichen Wohnung, des Palas, am östlichen Rand des Burgfelsens erhalten. Seine Ausdehnung entspricht merkwürdigerweise keineswegs der Großartigkeit der Gesamtanlage. Über dem Kellergeschoß des vierstöckigen Gebäudes befand sich ein vornehmes Gemach mit romanischen Bogenfenstern, in welchem man die camera episcopi (Bischofswohnung) sieht. Der ganze Bau wäre jenes „palacium castride Formigaro“ gewesen, wo Bischof Konrad von Trient dem Codex Wangianus zufolge in den Jahren 1195 und 1197 geamtet hat. Einen besonders ehrwürdigen Rest der alten Burg haben wir an deren höchster Stelle, in der Burgkapelle — Sigmundskron besaß zwei Kapellen! — zu sehen. Sie war ausgestattet mit einer eigenartigen Krypta, einem tonnengewölbten Chor mit Chorturm darüber, was eine große Seltenheit darstellt, und einer kleinen Apsis. Spärliche Reste von Freskomalerei haben sich erhalten. Der hohe Viereckturm der unteren Vorburg gehört ebenfalls zum alten Bestand. Formigaro war somit bereits in romanischer Zeit als sogenannte Abschnittsburg gebaut. Die nördliche Spitze des nur mäßig hohen Mitterberges wurde von der Hauptburg umschlossen. Steil und tief ist der Abfall nach Norden zur alten Vorburg, die zur Sicherung indessen nur wenig beitragen konnte. Die südliche Vorburg kam erst von 1473 ab dazu. Nach ihrem Bau ergab sich von Süden nach Norden eine Folge von drei Anlagen mit der Hauptburg in der Mitte.

Herzog Sigismund, seit 1477 vom Kaiser für seine Person mit dem Titel Erzherzog geschmückt, hat die Burg des Mittelalters mit übergroßen Kostenaufwand in einem Jahrzehnt Hauptbauzeit zu einem modernen Bollwerk gewandelt. Dabei wurde der Wirkung fernwirkender Feuerwaffen besonders Rechnung getragen. Er durfte dabei von sich gewiß nicht sagen, was der Besitzer von Streitwiesen in Niederösterreich in Stein meißeln ließ: Er und sein Ehegemahl hätten den Bau ohne Schweiß ihrer Untertanen aus eigenem Säckel aufgeführt!

Unter allen Burgen im Etschland nimmt Sigmundskron die größte Fläche ein. Keine Feste Tirols aus der Zeit seit Verwendung des Schießpulvers hat sich — ausgenommen von Kufstein — an Großartigkeit mit Sigmundskron messen können. In der Planung war wohl an eine militärische Verwendung in der Auseinandersetzung Habsburgs mit der im Süden um sich greifenden Republik Venedig gedacht, doch kam es nie zur Bewährungsprobe, weil Sigismunds Nachfolger in der Landesherrschaft, Maximilian I. (1490—1519, seit 1508 erwählter römischer Kaiser) durch den Erwerb südlicher Gebiete ein ausreichendes Vorfeld schaffen konnte. Sigismund suchte bei seinem Bau über der

Etsch im Süden des Felsvorsprungs, dem einzigen natürlichen Zugang zur Hauptburg, diese durch eine ausgedehnte Vorburg mit besonders starken Mauern und zwei mächtigen Eckrundellen zu schützen. Eine Ringmauer, an der Hauptangriffsseite über fünf Meter stark, zusammen mit dem Torturm, einem wuchtigen Rundturm als Wohnung, zwei Rondellen sowie der umgebauten Kapelle und gut ausgestatteten Wehrgängen gaben der Hochburg ein neues Gesicht. Die alte Vorburg im Norden, vor allem der hohe, sogenannte „weiße Turm“, ein Rest des alten Baubestandes, jetzt wohnlich hergerichtet, sind in den Umbau einbezogen worden. Wie alle Bauten Sigismunds zeichnet sich Sigismundskron durch sorgfältige Steinmetzarbeit und in den Einzelheiten wie Erkern, Tür- und Fensterumrahmungen durch künstlerische Vollendung aus.

Sigismund, in der Schwäche seines Alters immer mehr unter den Einfluß selbstsüchtiger Günstlinge geraten und vorzugsweise sich der Jagd und dem Fischfang ergebend, ließ sich im Jahre 1490 von Maximilian, welcher im Auftrag seines Vaters, Kaiser Friedrichs III., äußerst geschickt taktierte, gegen eine fürstliche Abfindung zur Abdankung bewegen. Sechs Jahre später ist er gestorben. Nach seinem Tod hatte Maximilian gar bald alle österreichischen Erblande in seiner Hand. Sein Herz gehörte dem Lande Tirol, insonderheit der Residenzstadt Innsbruck. Sigismundskron aber bedeutete nichts mehr. Im Jahre 1532 besaßen es die Herren von Brandis (früher Lana). Sechs Jahre später ist die Feste an die schwerreiche Familie des zum Freiherrn erhobenen Landeshauptmann Völs gekommen. Im Jahr 1649 lag sie als Pfandschaft in der Hand des Hauses Wolkenstein-Trostburg und wurde 1805 dessen Eigenbesitz, um schließlich durch Erbgang an die Toggenburger zu gelangen. Damals war die Burg längst nicht mehr bewohnt. Sie war verrufen wegen der „Fieberluft“ rings um die Etschsümpfe, welche erst Kaiserin Maria Theresia im Rahmen der Arbeitsbeschaffung durch Trockenlegung in ertragreiche Maisfelder und Heuwiesen verwandeln ließ. Die Wasserversorgung der Burg entsprach keineswegs neuzeitlichen Erfordernissen. Einem Bericht von 1482 zufolge mußte das Wasser mittels eines Rades aus der Etsch geschöpft und über eine schiefe Ebene transportiert werden. So darf es nicht verwundern, wenn der Fels bis in die Gegenwart dazu recht schien, ein Munitionsmagazin aufzunehmen. Was aber hinter dicken Mauern, schweren Toren und Tarngesträuch sich verbirgt, stört das Bild der Landschaft nicht. So üben die Mauern von Sigismundskron über dem dichtbebuschten Hang, wo in Frühlingnächten noch die Nachtigallen schlagen, in ihrer romantischen Verflechtung von Natur und Geschichte einen seltsamen Zauber aus.

Stammschloß Tirol

Die Natur eines Landes und dessen Schicksal im Gang der Geschichte pflegen sich uns manchmal zu verdichten in einem ganz bestimmten Bild von besonderer Aussagekraft. So steht, wenn von Tirol die Rede ist, vor unserem inneren Auge sogleich folgendes, aus Büchern, von Plakaten und Prospekten allbekannte Bild: Umrahmt von blühenden Bäumen reckt sich über bewaldeter Kuppe vor steilem Berghang der kantige Bergfried mit dem so charakteristischen Tiroler Modellgesicht: den kleinen Viereckfenstern hart an der Unterkante des ziegelrot gedeckten, ziemlich flachen Zeldaches. Zu Füßen ihres massigen Wächters streckt sich die Burg. Sie gibt seitlich den Durchblick frei hinab ins grüne Flußtal und zu den Weinhängen am jenseitigen Ufer. Am hohen Horizont schließen Felswände und Schneehäupter die Szene ab. Heute ist der Moränenhügel im Nordwesten des Küchelbergs mit dem Stammschloß, welches dem ganzen Land den Namen gab, teilweise mit Weinbergen, Obstbäumen und Edelkastanien bestanden, was zu der festlich-heiteren Atmosphäre beiträgt, die dem sonnigen, rings von hohen Bergen geschützten Tal von Meran den Ruf eines der mildesten Erholungsgebiete im ganzen Alpenland verschafft hat.

Das Stammschloß Tirol liegt gut zwei Kilometer nördlich der Etsch, die hier, wo sie von Norden her die Passer in sich aufnimmt, in sanfter Biegung sich nach Süden wendet. Die ausgezeichnete Höhenlage mit der Deckung durch den hohen Steilhang des Muthbergs im Norden lud bereits in prähistorischer Zeit zu Besiedlung und Befestigung ein. So steht Schloß Tirol wie Sigmundskron an der Stelle eines sehr frühen Ringwall. In römischer Zeit findet sich als Station der Itinerarien (Reisebücher mit Angabe der Unterwegsstationen) die Bezeichnung Teriolae (Terioli), worin man den Ortsnamen Tirol hat erkennen wollen. Man schloß nun, ein Kastell Teriolis habe die Siedlung Maia (= Mais, heute Ober- und Untermais, als Vororte im Osten und Südosten zu Meran gehörend) geschützt. Auf seinen Trümmern sei die Burg Tirol erbaut. Die genaue Lage der Statio Maiensis auf dem Weg von Rätien nach Italien, wo ein Warencoll von 2,5⁰/₁₀₀ des Wertes erhoben wurde, hat sich indessen noch nicht ermitteln lassen. Die Zollerhebung selbst, das Portorium Illyricum, im 3. Jahrhundert nach Christus, die sogenannte Quadragesima Galliarum ist durch die Inschrift eines im Tal des Zielbaches bei Partschins am Austritt der Etsch aus dem Vintschgau oberhalb von Meran gefundenen Altars für die Göttin Diana bezeugt. Die für uns entscheidende Stelle aus der Inschrift nennt als Stifter des Altars einen „Aetius . . . praepositus stationi Maiensi quadra-

gesimae Galliarum“. Eine Straßenbrücke der Römer über die Etsch ungefähr einen Kilometer östlich Partschins besteht heute noch.

Da im Hochmittelalter die Etschtalstufe oberhalb Meran Bistums- und wohl auch Grafschaftsgrenze war, liegt die Annahme nahe, sie sei auch schon zur Römerzeit eine Grenzmarke zwischen Rätien und Italien gewesen. Die Theorien vom Römerkastell an der Stelle der Burg Tirol zur Deckung der Grenz- und Zollstätte lassen sich jedoch nicht aufrechterhalten. Ein frühmittelalterliches Castrum Maiense (urbs, civitas Maiensis), das in der Vita Sancti Corbiniani des Bischofs Arbeo von Freising (verfaßt 766 bis 768) vorkommt, ist auf die „Akropolis“ von Meran, St. Zenoburg, zu beziehen. Teriolis (Teriolae), im Ämterverzeichnis des römischen Reiches, der Notitia dignitatum, vom 4. Jahrhundert als Sitz eines militärischen Kommandos innerhalb der Provinz Rätien bezieht man heute aber eher auf Zirl im oberen Inntal westlich von Veldidena (Wilten/Innsbruck) in der Raetia secunda.

In der karolingischen Teilung vom Jahre 843 zu Verdun kommt die Gegend um die spätere Burg Tirol zum ostfränkischen Reich und wird von einem königlichen Grafen verwaltet. Damals, bis ins 11. und 12. Jahrhundert, scheint im Etschtal der Bischof von Trient als Lehensherr die stärkste Macht darzustellen. Der Einfluß des Bischofs von Chur ist im Vintschgau ebenfalls spürbar. Im Jahre 1004 besitzt das Hochstift Trient die Grafschaft Bozen, die von der Grafschaft im Eisacktal, wo der Bischof von Brixen herrscht, abgetrennt wurde, ebenso die Grafschaft des Vintschgaus und die Grafschaft Tirol. Schenkungen des kaiserlichen und königlichen Hauses sowie größerer und kleinerer Dynasten hatten seinen Landbesitz wie den seines Nachbarn auf dem Stuhl von Brixen ständig gemehrt. Indes: der Schein der Macht trägt. Die zu Schutz und Pflege der ausgedehnten bischöflichen Güter bestellten Vögte sind den geistlichen Lehensherren, wie wir das bereits bei Sigmundskron gesehen haben, gar bald über den Kopf gewachsen. Das gilt besonders für die Vintschgaugrafen, die späteren Grafen von Tirol.

Über die Herkunft dieses Geschlechts ist bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts keine verlässliche Kunde zu gewinnen. Zwischen 1070 und 1096 taucht ein Vizedomus der Freisinger Bischöfe in Kärnten namens Albert auf. Bischof Altmann von Trient soll dessen Sohn als Vogt zu sich berufen und ihn im Jahre 1106 mit der Vintschgaugrafschaft belehnt haben. Mit dem Jahr 1141 werden die Grafen von Tirol für uns wirklich greifbar. Albertus und Perchtoldus (Bertold), zwei Grafen im Vintschgau, nennen sich nunmehr Grafen von Tirol nach ihrer Burg, als deren



Burg Tirol

Erbauer sie zu gelten haben. Es war seit dem 12. Jahrhundert herkömmlich, als Herr einer Burg sich nach dieser zu benennen. Die Vornamen der Grafen von Tirol im ferneren Verlauf der Geschichte weisen immer wieder die Leitformen Adalbert, Berchtold und Heinrich auf. Der Name der Dorfsiedlung Tirol, kaum einen Kilometer südwestlich des Hügels, auf dem jetzt gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts die Burg entsteht, ist auf diese übertragen worden. Von hier aus wird er nun in dem Maß, als die Burgherrn im Lauf der Zeit ihre Stellung zu Landesfürsten ausbauen können, allmählich auf das ganze Land ausgedehnt werden. Im Jahr 1163 lesen wir von einem *prefectus urbis de Tyrolis* (*urbs* auch hier für eine stattliche Burg gebraucht). Man hat darin den Burggrafen zu sehen, der für die militärische Sicherheit und für die Bedürfnisse des Burghaushalts im Dienst des Lehensherrn zu sorgen hat. In den ersten Jahrzehnten, da die Burg steht, erhebt sich Streit, wem der Grund und Boden eigentlich gehöre. Die alten, traditionsreichen Stühle von Chur und Trient ringen hier um Einfluß. Der Bischof von Chur erhebt vor Kaiser Friedrich I. (1152—1190) Anspruch, der Grundherr der Burg Tirol zu sein. Ein Originalpergament im Hochstiftsarchiv zu Chur, auf das der Bischof wohl seine Rechte auf Tirol stützt, enthält die von König Ludwig dem Deutschen zu Bodman im Jahr 857 aus-

gestellte Bestätigung eines Vertrags, den Bischof Ezzo von Chur mit einer gewissen Frau Waldrada um Güter im Etschtal um Meran abgeschlossen hat. Die angebliche Entscheidung Kaiser Friedrichs I. vom Jahre 1170, welche man aus den *annales ecclesiae Curiensis* (Jahrbücher, Chronik der Kirche von Chur) von 1770 (!) hat schließen wollen, ist durch keine entsprechende Urkunde aus Barbarossas Zeit zu erweisen. Friedrich I. soll entschieden haben: Bischof Egno von Chur wird für sich und seine Nachkommen vom Kaiser mit dem Schloß Tirol belehnt, wofür die Grafen von Tirol das churische Erbschenkenamt erhalten. An Hand eines Churer Ämterbuches aus dem 14. Jahrhundert hat sich zwar nachweisen lassen, daß die Grafen von Tirol vom 13. Jahrhundert an das Erbschenkenamt und gewisse damit verbundene Rechte und Besitzungen, darunter den Grund des Schlosses Tirol, von den Bischöfen von Chur zu Lehen trugen. Die oben zitierte Verleihung durch Barbarossa kann jedoch in der angegebenen Form wohl nicht erfolgt sein. Auch spätere kaiserliche Belehnungen des Stuhles von Chur mit Schloß Tirol sind nicht nachweisbar. Der Bischof von Chur hat aber seinem größeren Konkurrenten auf dem Stuhl von Trient gegenüber nicht ohne weiteres resigniert. Es hat sich nämlich ein Pergament von 1182 aus Verona erhalten, wonach der dortige Bischof in Ausführung einer ihm vom Papst Lucius III. übertragenen Kommission Untersuchung darüber anstellen läßt, ob die beiden Kirchen St. Johannes auf Burg Tirol und St. Martin in Passeier der bischöflichen Kirche Trient oder jener von Chur bzw. dem Benediktinerkloster Marienberg (bei Burgeis nahe der Straße nach Chur) gehören.

Die Tatsache, daß hier von Chur das Kloster in nächster Nähe der Weggabelung zum Ofen- bzw. Reschenpaß ins Spiel gebracht wird, erinnert an eine mündliche Tradition, wonach die Hügelterrasse von Schloß Tirol ein altes, zu Beginn des 12. Jahrhunderts zerstörtes Frauenkloster getragen habe. Seine Lage hätte eine gewisse Ähnlichkeit mit Marienberg aufgewiesen. Auch wäre das so reiche skulpturengeschmückte Rundbogenportal auf Tirol eher erklärlich, wenn es sich ursprünglich dabei um die Pforte einer Klosterkirche gehandelt hätte. Belege für eine einstige klösterliche Niederlassung auf dem Tiroler Schloßhügel fehlen indessen völlig.

Der Bischof von Trient, von dem die Grafen von Tirol die meisten Besitzungen und Funktionen erhielten, förderte diese nach dem politischen Konzept, daß der in seiner Macht noch nicht Gefestigte und geographisch Entfernteste der am wenigsten Gefährliche ist. So spielte man die Tiroler Grafen gegen ihre stärksten Nachbarn, die Grafenhäuser Eppan, Flavon und Greifen-

stein aus. Blutige Fehden der Tiroler mit den Eppanern durchziehen das 12. Jahrhundert. Die Grafen von Eppan, Verwandte der Welfen und im Streit zwischen Kaiser und Papst auf seiten des letzteren, waren durch den Besitz der Grafschaften Eppan, Bozen und Trient die eine Zeitlang Mächtigsten an der mittleren Etsch. Die „comites (Grafen) de Tyrols“ aber, wie sie in einer Kaiserurkunde Barbarossas von 1189 bezeichnet werden, sind in einer erstaunlich raschen, vom Glück begünstigten Entwicklung Sieger geblieben. Von ihrer durch Eigenbesitz und Rechtstitel im Vintschgau geschaffenen Ausgangsbasis griffen sie fast gleichzeitig Generation um Generation kühn und zielstrebig nach drei Seiten ins Hoheitsgebiet der Bischöfe von Chur im Westen, von Trient im Süden und von Brixen im Osten aus. Im Jahr 1208 verloren die berühmten Grafen von Andechs, in die Ermordung König Philipps von Schwaben durch einen Wittelsbacher in der Bamberger Pfalz verwickelt, ihr Brixner Lehen. Graf Albert von Tirol gewann zur Vogtei über das Hochstift Trient auch die über das von Brixen. Die so hochgekommenen Grafen von Tirol sicherten ihren laufend vermehrten Besitzstand teils durch Übernahme, teils durch Neuerrichtung weiterer Burgen. Sie übernahmen, teilweise im Erbgang, Sitze der Greifensteiner, die bereits 1170 ausgestorben waren, sowie der Eppaner, deren Seitenzweig, die Ultener, 1248 erloschen, zur selben Zeit wie die Andechser, während der Hauptstamm der Grafen Eppan sich bis ungefähr 1300 hielt. Neugebaut haben die Tiroler Grafen u. a. Montani und Neuhaus bei Terlan. So ergab sich ein Streit des Grafen Heinrich von Tirol mit Bischof Albert III. von Trient als Mitbesitzer der Grafschaft Bozen, ob ein Graf, der eine Grafschaft mit einem andern gemeinsam besitzt, die Zustimmung desselben zum Burgenbau benötige. Der kaiserliche Entscheid aus Hagenau im Elsaß von 1184 geht dahin, daß bei gemeinsamem Besitz einer Grafschaft keiner ohne des andern Bewilligung eine Burg bauen darf. Die Grafen von Tirol konnten damals also ihre Burgen nur im Einverständnis mit dem bischöflichen Lehensherrn errichten. Im folgenden Jahrhundert aber war die Entwicklung bereits dahin gekommen, daß sie sich auch über diese Bestimmung hinwegsetzen konnten.

1253 erlosch der alte Stamm der Grafen von Tirol. Die Grafen von Görz, Herzöge von Kärnten, traten in ihr Erbe ein. Nunmehr reichte deren Besitz vom östlichen Ufer der Adria, von Istrien und Krain über Friaul bis zur Einmündung des Ziller in den Inn bei Rattenberg und bis ins obere Inntal, an die heutige Dreiländergrenze bei Finstermünz. Durch Heiratsallianzen mehrte sich weiterhin dieser gewaltige Länderkomplex. Die Regierung Graf Meinhards II. (1259—1295) von Tirol bezeichnet den

Durchbruch zum Landesfürstentum. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts waren die großen Stämme der Grafen und Edelfreien, deren Grundherrschaften, Vogteien und sonstige Ämter und Rechtstitel denen von Tirol einst ernste Konkurrenz bedeutet hatten, größtenteils entweder erloschen oder aufgekauft, viele aber zum Grafenhaus von Tirol/Görz in mannigfache Lehensabhängigkeit geraten. Die alten geistlichen Lehensherren von Trient, Brixen und Chur hatten dem fast ohnmächtig zusehen müssen und hatten alle Mühe, ihre politische Koexistenz gegenüber der lawinenartig angewachsenen Hausmacht Tirol zu retten. Graf Meinhard II. schloß 1259 in München die Ehe mit der Tochter Herzog Ottos von Bayern, Elisabeth, der Witwe des 1254 während des Kampfes um sein Vatererbe im Lager zu Lavello im fernen Apulien verstorbenen Königs Konrad IV. von Hohenstaufen. Es war eine Traumhochzeit, als sich der Herr von Tirol mit der Wittelsbacherin verband. Was in Tirol Rang und Namen hatte, war dabei. Eine Königinwitwe war ins Haus Tirol gekommen und mit ihr der reiche Stauferbesitz zwischen Fernpaß, Scharnitz und Kufstein. Elisabeths Sohn aus erster Ehe, Konradin, letzter Herzog von Schwaben, hat diese Güter kurz vor seinem so tragisch endenden Italienzug 1266/67 noch seinem Stiefvater Meinhard zugewiesen.

Bei der Realteilung zwischen den Brüdern Meinhard II. von Tirol und Albert II. von Görz, die dem Lande Tirol seine Gestalt bis an die Schwelle der Neuzeit gegeben hat, wurde Meinhard's Anteil *comitatus et dominium Tyrolis* genannt. Der Erwerb des Herzogtums Kärnten im Jahre 1286 hat Meinhard II. dann die Rangerhöhung gebracht. Das Landesfürstentum Tirol war zur einheitlichen Ordnungsmacht von einer für jene Tage geradezu einmaligen Geschlossenheit geworden.

Längst waren die Burgen im Besitz des Hauses Tirol so zahlreich, daß der Landesherr auf der verhältnismäßig bequemen Hauptburg residierte, während die andern Sitze von Ministerialen als Burggrafen mit militärischer, Verwaltungs- und richterlicher Funktion eingenommen wurden. In der Praxis konnten diese sich fast wie der Burgherr selbst geben. Das Stammschloß über Meran ist lange der Kern der tirolischen Machtschöpfung geblieben. Wenn wir 1163, also zur Zeit der wenigstens noch äußerlichen Lehensabhängigkeit vom Hochstift Trient, die Bezeichnung *prefectus urbis de Tyrolis* (*urbs* auch hier im Sinn einer stattlichen Burg) lesen, so begegnen wir 1191 einer Eindeutigung des Titels zu „*purgravius*“. So wie vorher die geistlichen Lehensherren die Grafen von Tirol als ihre Vögte amtierten ließen, halten sich diese später, zu Landesfürsten geworden, ihren Burggrafen auf dem Hauptschloß Tirol. Dessen Organisationsbereich

nimmt als „Burggrafenamt von Meran“, ein Gebiet ein, das neben Meran noch achtzehn Gemeinden sowie eine Großzahl von Höfen umfaßt und hat mit Sitz auf Tirol eine Sonderstellung im gesamten landesherrschaftlichen Komplex. Man nimmt an, daß in späterer Zeit auch illegitime Abkommen des landesfürstlichen Hauses in diese Stellung eingewiesen worden sind. Der Burggraf organisiert in seinem Bezirk das bewaffnete Aufgebot sowie die Steuern und Abgaben. Er vertritt den Landesherrn in der Rechtsprechung über den Adelsstand, die den Landgerichten entzogen wird und im sogenannten Hofgericht dem Fürsten vorbehalten bleibt. Das muß Macht und Ansehen des ständigen landesherrlichen Vertreters im Amt ungemein stärken. Ein repräsentativer Sitz des Burggrafen ist daher selbstverständlich.

Der Bau der Tiroler Stammburg ist von Anfang an besonders geräumig angelegt und entsprechend seiner Bestimmung als Sitz eines Gaugrafen mit ansehnlicher Gefolgschaft auf Repräsentation gestellt. Ein Doppeltor führt zum ausgedehnten Burghof, in dem man heute noch etwas von der Atmosphäre der alten Zeit verspürt. Auf der Hauptangriffsseite im Norden schließt ihn, durch eigene Quermauer abgetrennt, der mächtige Bergfried ab, an den sich bewohnbare Nebengebäude anschließen. Auf der Südseite wird der im Hochparterre liegende Palas über eine Freitreppe und Vorhalle mit offener Loggia und durch ein künstlerisch reizvoll skulptiertes Portal erreicht. Der Saal sowie die durch ihn zugängliche romanische Doppelkapelle mit ihren berühmten Portalfiguren, Wandmalereien und dem ältesten Glasfenster im Lande zeugen von hoher Adelskultur. Die Wohnräume im Obergeschoß des Südtrakts mußten im 19. Jahrhundert einem Saal weichen. Hier, auf Tirol, bei dem großen Haushalt des Hofes, bildet die Küche einen selbständigen Bau. Die Wirtschaftsgebäude auf der Westseite und der Brunnen im Burghof dienen der täglichen Versorgung. Eine Ringmauer, teilweise mit Wehrgang, faßt die gesamten Bauten zusammen. Im Bergfried lag der Schatz der Landesherren, über den Inventare von 1310 und 1355 erhalten sind: Gefäße, Gürtel, Spangen, Ringe und andere Schmuckstücke aus Edelmetall, Edelsteine, Bernstein und Elfenbein sowie feine, mit Gold und Silber durchwirkte und purpurgefärbte Seidenstoffe, meist durch florentinische Kaufleute besorgt, wurden dort gehortet. Nach einer Liste des Jahres 1320 umfaßte die familia domus Tirolis, die Hausgemeinde, 100 Personen, darunter den Burgkaplan, Notare und Kanzlisten, Küchenmeister mit Köchen, Knappen und Wildwerker, Bäcker und Schneider, Pförtner, Läufer und Ofenheizer. Es fällt auf, daß in den Rechnungsbüchern der Tiroler Landesherren in der Zeit von 1290 bis 1340 bei den Ausgaben für die bauliche Er-

haltung der Burgen Tirol nicht genannt wird. Sollte in der fraglichen Zeit so gut wie nichts dafür aufgewendet worden sein? Dann wären die späteren Klagen der Bewohner nur zu verständlich.

Besonders dramatische Tage, die es in dem Blickpunkt der europäischen Öffentlichkeit rückten, erlebte das Schloß im 14. Jahrhundert. 1335 starb Graf Heinrich von Görz-Tirol, der kurze Zeit König von Böhmen gewesen. Er hinterließ eine im Jahre 1318 geborene Tochter Margarethe, die Gräfin von Tirol wird. Ihr Beinamen „Maultasch“ hat ihr Bild in der Nachwelt derart entstellt, daß einer von mehreren historischen Romanen über sie den Titel trägt: „Die häßliche Herzogin“. Wir haben kein gültiges Porträt von der Frau, die ihr hartes Schicksal bis zur schließlichen Kapitulation vor der übermenschlichen Last getragen hat: Zwei hoffnungslose Ehen an der Seite ungeliebter Gatten und der allzufrühe Tod ihrer Kinder, dazu die drückenden Sorgen um das Land, das Dynastenhäuser wie die Luxemburger, Wittelsbacher und Habsburger beehrten und worum sie sich bekriegten, zwangen Margarethe schließlich nieder. Stammt nun der Beiname Maultasch von der Burg Neuhaus bei Terlan, die auch so bezeichnet wurde und wo Gräfin Margarethe ein Haus als Winterwohnung besaß? Dieses Maultasch wiederum wird als alte Zollstätte vom romanischen mala tasca (= Mausefalle) abgeleitet. Maultasch wäre dann sprachliche Verschleifung hieraus. Vielleicht spielt auch die Wandersage von der britischen Margarethe mit dem großen Maul, die das einfache Volk erregte, eine Rolle. Ob Gerüchte um diese Gestalt auf die Gräfin von Tirol übertragen worden sind, kann dahingestellt bleiben. Ein zeitgenössischer Mönch aus Winterthur jedenfalls schreibt von Margarethe, sie sei pulchra nimis (über die Maßen schön) gewesen. Mit 12 Jahren ist Margarethe zu Innsbruck dem 9jährigen (!) Prinzen Johann Heinrich von Luxemburg angetraut worden. Er muß sich zu einem rohen, unberechenbaren Gesellen entwickelt haben, der vor körperlicher Mißhandlung nicht zurückschreckte. Ihre Ehe mit ihm beendete Margarethe, deren zumindest starke sinnliche Triebhaftigkeit ihr Mann nicht befriedigen konnte, auf dramatische Weise: Als er Anfang November 1341 von der Jagd zurückkam, fand er die Burgtore verschlossen. Auch von den anderen Burgen im Land ließ Margarethe ihn aussperren, wobei die tirolische Adelspartei zu seiner Vertreibung aus dem Lande hinter ihr stand.

Wittelsbach, d. h. Kaiser Ludwig der Bayer (1314—1347) und Habsburg hatten als Konkurrenten Luxemburgs sich vertraglich verbunden. Kaiser Ludwig und sein gleichnamiger Sohn, Herzog von Oberbayern und Markgraf von Brandenburg, eilten auf das

Angebot einer Tiroler Abordnung über den Jaufenpaß nach dem dortigen Stammschloß, wo am Fastnachtssonntag 1342 mit allem Glanz Margarethe dem Wittelsbacher angetraut und das öffentliche Beilager gehalten wurde. Anschließend erteilte der Kaiser dem neuen Paar die Belehnung mit Kärnten und Tirol. Er soll so entzückt von der Höhenburg und ihrer Aussicht gewesen sein, daß er weiteren Ausbau und stärkere Befestigung veranlaßte. Das unverhüllte Ziel, Beherrschung Tirols durch Wittelsbach erregte Ärgernis und Empörung im ganzen Land und darüber hinaus. Prompt verfiel Kaiser Ludwig mitsamt dem Fürstenpaar dem Kirchenbann und der Großteil des Landes Tirol dem Interdikt. Karl IV. von Luxemburg, Gegenkönig gegen Ludwig, versuchte 1347 für seinen Bruder die Rückeroberung des Landes. Der Churer Bischof, der wie der von Trient seine Partei ergriff, wurde auf dem Schloß Tirol gefangengesetzt. 1359 brachte endlich den Ausgleich. Der Papst hob nach fünfzehn Jahren Bann und Interdikt auf, erklärte die Ehe Margarethes mit dem Luxemburger für ungültig und erteilte Dispens für die zweite. Als aber 1361 Ludwig von Margarethes Seite wegstarb und ihm schon zwei Jahre darauf sein und Margarethes Sohn, Graf Meinrad, kaum zwanzig Jahre alt, im Tode folgte, war Margarethe nicht mehr in der Lage, das Land zusammenzuhalten und überließ 1363 die Regierung ihrem nächsten Verwandten, Herzog Rudolf IV. von Österreich, der vor allem die Unterstützung des Bischofs von Brixen hatte.

Die Geschichte des Stammschlusses Tirol war bis dahin untrennbar verknüpft mit dem Schicksal des ganzen Landes. Nun, seit die Habsburger die Herrschaft angetreten, werden die Gewichte anders verteilt und neue Akzente gesetzt. Nur Herzog Leopold III. (1379—1386) hat als Landesfürst die Stammburg noch öfter besucht, seine Nachfolger nicht mehr. Margarethe Maultasch ist 1369 in Wien gestorben, von bösen Gerüchten über ihren Lebenswandel umwittert. Es klingt wie Fanfarenton, wenn beim Widerstand der Tiroler Landschaft gegen Kaiser Sigismund 1415 die Parole ertönt, „daß sie niemandem schwören dürften noch wollten, als dem, der das Schloß Tirol innehat“. Es war dies jedoch eine Abschiedsfanfare für die Stammburg. Um 1420 bereits hat Herzog Friedrich IV. die Residenz nach Innsbruck an der Ost-Westroute der Habsburger von Donau-Österreich zur Hausmacht am Oberrhein verlegt. Das Archiv wurde aus Tirol in die Innsbrucker Hofburg verbracht. Das „Haupt- und Stammschloß“ diente nur noch als Sitz des Landeshauptmanns an der Etsch, der durch Personalunion seit 1460 identisch ist mit dem Burggrafen von Tirol. Eine Ordnung des fürstlichen Schlosses Tirol aus der Zeit um 1500 spricht von den „Burgfriedern“ auf

den nächsten Höfen der Umgebung, welche die Zugänge zum Schloß zu erhalten und allerlei Dienstleistungen dort zu verrichten hätten. Da gab es z. B. „Hoffierer und Prantschierer“; letztere mußten vor allem das Brennholz herbeiführen. Im Schweizer Krieg 1499 war die Burg vorübergehend noch mit gegen hundert „Burgfriedern“, Landsknechten und Büchschützen besetzt. Der Landtag von 1520 aber hörte bereits bittere Klage, daß der Landeshauptmann dort oben keine anständige Wohnung mehr habe. 1528 wurde von schadhafter Bedachung und durchgebrochenen Böden berichtet, und „regens halber“ konnte der Landeshauptmann seine Wohnung oft nicht benutzen. Auch die Burgkapelle gehe „zu haufen“. Ein Teil des Schlosses, „so auf einem reysenden perg steet und kain guten grundt hat“, ist im 16. Jahrhundert in der Tat bei einem Bergrutsch mit in die Tiefe gerissen worden. Um die Mitte des folgenden Jahrhunderts hat man zur Einsparung einer Neuabdeckung einen Teil der Herrschaftswohnung einfach abgerissen. Es ist verständlich, wenn auch traurig, daß die bayerische Regierung, an welche auf Napoleons Druck hin Österreich das Land Tirol 1805 im Frieden zu Preßburg hatte abtreten müssen, 1808 das Stammschloß an Private auf den Abbruch versteigern wollte. Dabei ist der politische Hintergrund deutlich, war doch damals auch der Landesname Tirol verboten! Es war ein Glück, daß die Stadt Meran 1816 Schloß Tirol aufkaufte, um es zum Dank für die 1814 von Bayern durch Vertrag erreichte Heimkehr Tirols zu Habsburg Kaiser Franz I. zum Geschenk zu machen. Kaiser Ferdinand hat auf diesem historischen Fleck Erde die Erbhuldigung des Burggrafenamts Meran entgegengenommen und die Nachkommen Andreas Hofers hier 1835 feierlich mit dem Sandhof belehnt.

Seit der durchgreifenden Erneuerung des Palas am Ende des 14. Jahrhunderts sind auf der Burg keine so umfassenden Wiederherstellungsarbeiten geleistet worden wie unter Kaiser Franz Josef I. in den Jahren 1888 bis 1912. Seit 1904 ist auch der Bergfried wiederaufgerichtet. Durch mögliche Schonung des alten Baubestandes erhielt sich das uns vertraute romanische, in manchem romantische Bild.

Im Lande Tirol einschließlich Südtirol sind bis zum heutigen Tag 90 Burgen, d. h. zwei Fünftel aller, die einst hier gebaut wurden, noch instand und bewohnt. Von ihnen gehört das Stammschloß Tirol zu den am meisten besuchten. Wie muß der Bau und seine Geschichte im Herzen des Tiroler Volkes verankert sein, wenn man in den letzten Jahrzehnten noch einem Bauern begegnen konnte, der jedesmal, wenn er vom „G'schloß“ sprach, dabei den Hut lüpfte wie zu ehrerbietigem Gruß!

Benützte Literatur:

- Ambraser Kunst- und Wunderkammer. Die Bibliothek. Katalog der Ausstellung im Prunksaal der Nat. Bibl. Wien. 28. Mai — 30. Sept. 1965.
- Baedeker, Karl: Tirol und Etschland, Vorarlberg, westliches Salzburg und Kärnten. Handbuch für Reisende. 39. Aufl. 1929.
- Bildband zur Geschichte Österreichs. Hrsg. v. Herbert Zippe. 1967.
- Bracharz, Elisabeth: Die Burgen im unteren Inntal. (Schlern-Schriften Bd. 239.) 1966.
- Burgen und Schlösser in Österreich. Nach alten Vorlagen. (Burgen, Schlösser, Herrensitze Bd. 27.) 1964.
- Egger, Josef: Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit. Bd. 1—3. 1872—1880.
- Gschnitzer, Franz: Tirol. Geschichtliche Einheit. 3. Aufl. 1958.
- Hammer, Heinrich (u. a.): Tirol. (Dehio, Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs [6]). 4. Aufl. 1960.
- Handbuch der historischen Stätten Österreichs. Bd. 2: Alpenländer mit Südtirol. (Kröners Taschenausgabe Bd. 279.) 1966.
- Heuberger, Richard: Vom alpinen Osträtien zur Grafschaft Tirol. Die raumpolitische Entwicklung einer mittelalterlichen deutschen Grenzlandschaft. (Schlern-Schriften Bd. 29.) 1935.
- Hirn, Josef: Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. (Tirol und Vorlande.) Bd. 1. 2. 1885—1888.
- Huter, Franz: Säben, Mittelpunkt christlicher Frühzeit in den Alpen. In: Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes. Bd. 1: Die Brennerstraße. 1961, p. 244—269.
- Kink, Rudolf: Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis 1363. 1850.
- Lechthaler, Alois: Handbuch der Geschichte Tirols. 2. Aufl. 1936.
- Löbl, Robert: Österreich in 1000 Bildern. 1967.
- Luchner, Laurin: Wege und Irrwege einer Sammlung. In: Merian Jg. 8, H. 8, 1955, p. 64—67.
- Luterotti, Otto: Schloß Tirol und die landesfürstliche Burg zu Meran. 1953.
- Mayer, Franz Martin und Raimund Kaindl: Geschichte und Kulturleben Österreichs. Bd. 1. 2. 5. Aufl. bearb. v. Hans Pirschegger. 1958—1960
- Merian Jg. 8, H. 8. Innsbruck. 1955.
- Merian Jg. 10, H. 10. Südtirol. 1957.
- Merian Jg. 14, H. 4. Tirol nördlich des Brenner. 1961.
- Piper, Otto: Burgenkunde. Bauwesen und Geschichte der Burgen. Nachdruck der 3. Aufl. 1912. 1967.
- Reclams Kunstführer Österreich. Baudenkmäler Bd. 2. 2. Aufl. 1962.
- Regesten der Grafen von Görz und Tirol. Hrsg. v. Hermann Wiesflecker. Bd. 1. 2. 1950—1952.
- Rieple, Max: Wiedersehen mit Südtirol. 1967.
- Sayn-Wittgenstein, Franz Prinz zu: Südtirol und das Trentino. 2. Aufl. 1965.
- Sinvel, Rudolf: Die Belagerung von Kufstein 1504. 1889.
- Sparber, Anselm O.S.A.: Das Bistum Sabiona in seiner geschichtlichen Entwicklung. 1942.
- Sparber, Anselm O.S.A.: Kirchengeschichte Tirols, im Grundriß dargestellt. 1957.
- Staffler, Johann Jakob: Das deutsche Tirol und Vorarlberg, topographisch, mit geschichtlichen Bemerkungen. Bd. 1. 2. 1847.
- Stolz, Otto: Geschichte des Landes Tirol. Bd. 1. 1955.
- Stolz, Otto: Meran und das Burggrafnamt im Rahmen der Tiroler Landesgeschichte. (Schlern-Schriften Bd. 142.) 1956.
- Stolz, Otto: Politisch-historische Landesbeschreibung von Südtirol. (Schlern-Schriften Bd. 40.) 1938.
- Stolz, Otto: Das Schloß Tirol in seiner geschichtlichen Bedeutung. In: Der Schlern. 92. 1946.
- Tillmann, Curt: Lexikon der deutschen Burgen und Schlösser. Bd. 1—4. 1958—1961.
- Tirol. Natur, Kunst, Volk, Leben. Hrsg. v. Österr. Alpenverein. Bd. 1. 2. 1931—1933.
- Tiroler Urkundenbuch. Hrsg. v. d. Hist. Kommission des Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck. Bd. 1—3. 1937—1957.
- Die Urkunden der Brixner Hochstifts-Archive. 845—1295. Hrsg. v. Leo Santifaller. (Schlern-Schriften Bd. 15.) 1929.
- Die Urkunden der Brixner Hochstifts-Archive. 1295—1336. Hrsg. v. Leo Santifaller und Heinrich Appelt. Tl. 1. 2. 1941—1943.
- Weingartner, Josef: Auf tirolischen Burgen. Bilder aus dem Leben ihrer mittelalterlichen Bewohner. In: Volkskundliches aus Österreich und Südtirol. Festschrift für Hermann Wopfner. p. 269—304. Österr. Volkskultur Bd. 1. 1947.
- Weingartner, Josef: Bozner Burgen. 2. Aufl. 1953.
- Weingartner, Josef: Die Burg Säben. In: Der Schlern. 2. p. 232—237. 1921.

- Weingartner, Josef: Die Festung Kufstein. In: Kufsteiner Buch, p. 9—15. (Schlern-Schriften Bd. 156.) 1957.
- Weingartner, Josef: Die Kunstdenkmäler Südtirols. Bd. 1—3. 2. Aufl. 1951.
- Weingartner, Josef: Tiroler Burgenkunde. Geschichte, Bewohner, Anlage und Verfall der Burgen, Dorfburgen, Stadtbefestigungen, Klausen und Schanzen. 1950.
- Weingartner, Josef und Robert Zinner: Südtirol. Landschaft. Kunst. Kultur. 1950.
- Wiesflecker, Hermann: Die Entstehung des Landes Tirol. Das Paßland an der Etsch und im Gebirge. In: Jahrbuch des Südtiroler Kunstinstitutes. Bd. 1: Die Brennerstraße. p. 66—83. 1961.
- Wiesflecker, Hermann: Meinhard der Zweite. Tirol, Kärnten und ihre Nachbarländer am Ende des 13. Jahrhunderts. (Veröffentl. d. Instit. f. österr. Geschichtsforschung. Bd. 16.) 1955.
- Wiesflecker, Hermann: Regesten der Grafen von Görz und Tirol. Bd. 1. 2. 1950—1952.
- Wolkenstein, Marx Sittig v.: Landesbeschreibung von Südtirol um 1600. (Schlern-Schriften Bd. 34.) 1936.
- Wonisch, Othmar OSB: Die Gründung der Benediktinerabtei Säben. (Schlern-Schriften Bd. 39.) 1938.

SILVIUS MAGNAGO

seit 1961 Landeshauptmann der Provinz Bozen, seit 1957 Führer der Südtiroler Volkspartei (SVP), unermüdlicher Vorkämpfer für das Deutschtum im Süden Tirols, hat Ende November/Anfang Dezember 1969 erreicht, daß seine Partei das zwischen ihm, Rom und Wien ausgehandelte „Südtirol-Paket“ annahm. Es soll nicht das Deutschtum schützen, aber das Zusammenleben der Deutschen mit den Italienern in vernünftige Bahnen lenken.

So bleibt zu hoffen, daß die Zeit der Sprengstoffattentate ebenso vorbei ist, wie italienische Zeitungsstimmen folgenden Inhalts:

„Was die Frage anbelangt, ob dieses Land auch in Zukunft ‚Südtirol‘ bleiben oder ‚Alto Adige‘ werden wird, können wir ohne Umschweife erklären, daß es schon ‚Alto Adige‘ ist.“

„Alto Adige“, Tagblatt der Italiener in Bozen, vom 6. April 1956.

Sprichwörter geben Erfahrungen unserer Altvorderen wieder. Auch das Tagblatt der Italiener in Bozen kann sich ihrer Gültigkeit nicht entziehen: „Irren ist menschlich“ hat einmal mehr seinen Wahrheitsgehalt bewiesen, denn Südtirol ist 1969 trotz der Brennergrenze und ihrer Befürworter wie eh und je der Süden Tirols.

Die entscheidende Veränderung der Bevölkerungsverhältnisse Südtirols 1910—1953 (nach Dr. E. Widmoser)

Jahr	Südtirol (Gebiet der heutigen autonomen Provinz Bozen)				davon die Städte Bozen, Brixen und Meran				Südtirol ohne die Städte			
	Gesamt	Deutsche und Ladiner	Italiener	Italiener in Prozent	Gesamt	Deutsche und Ladiner	Italiener	Italiener in Prozent	Gesamt	Deutsche und Ladiner	Italiener	Italiener in Prozent
1910	Letzte Volkszählung vor dem 1. Weltkrieg. Klare Volkstumsverhältnisse.											
	242 000	235 000	7 000	3	61 000	58 000	3 000	5	181 000	177 000	4 000	2
1921	Beginn der italienischen Zuwanderung. Italiener in Verwaltung und öffentlichen Diensten. Absinken des deutschen Bevölkerungsanteiles. Auswirkungen des Krieges, ungeklärte Staatsbürgerschaft.											
	243 000	223 000	20 000	8	61 000	53 000	8 000	14	182 000	170 000	12 000	7
1939	Entscheidende italienische Zuwanderung, ermöglicht vor allem durch Industrialisierung. Konzentration auf einzelne Talgebiete, vor allem auf die Städte.											
	337 000	256 000	81 000	24	99 000	49 000	50 000	51	238 000	207 000	31 000	13
1953	Auswirkung der Südtiroler Umsiedlung. Abwanderung von rund 70 000 Südtirolern 1940—1943. Andauernde italienische Zuwanderung auch nach dem Ende des 2. Weltkrieges. Rückkehr von 17 000 abgewanderten Südtirolern ab 1945.											
	342 000	227 000	115 000	34	117 000	33 000	84 000	Bozen 80 Meran 61 Brixen 43,4	225 000	194 000	31 000	14

DIE STUDIENREISEN NACH TIROL

werden von unserer Schwestergesellschaft in Österreich organisiert. Sie sind den dortigen Verhältnissen entsprechend auf gutbürgerlicher Basis kalkuliert und werden von uns für alle die angeboten, die mit etwas einfacherem Standard und dafür billigeren Preisen einverstanden sind. Preisermäßigungen infolge DM-Aufwertung sind bereits berücksichtigt! Bitte vergleichen Sie die alten Preise in unserem Gesamtprogramm.

- 69/1-L 3 **Montan in Südtirol** (Weihnachtskrippen)
26. 12. — 4. 1. 1970 Reiseleitung: Prof. O. Kastner
Aufenthalt in Südtirol mit Ausflügen in die Dolomiten,
nach Bozen, Kaltern und Meran. Gelegenheit zum Skilaufen.
Halbpension **DM 235.—**
- 70/1-L 14 **Ostern in Südtirol** (Erholung und Wintersport)
22. 3. — 31. 3. 1970 Reiseleitung: Dr. J. Sturm
Aufenthalt im Südtiroler Unterland (Montan — Neumarkt) mit Ausflügen in die Dolomiten (Gelegenheit zum Skilauf) und kleinen kunstgeschichtlichen Fahrten.
Halbpension **DM 235.—**
- 70/1-L 10 **Südtirol** (Vintschgau)
16. 5. — 19. 5. 1970 Reiseleitung: Dr. J. Sturm
Autobus: Rosenheim — Garmisch — Nauders — Mals — Münster (Schweiz) — Glurns — Schlanders — Naturns — Laas — Meran — Burg Tirol — Lana — Bozen — Brixen — Brenner — Rosenheim.
Halbpension **DM 125.—**
- Für Herbst 1970 sind vorgesehen:**
- 70/1-L 14 **Fotofahrt in die Dolomiten** **DM 140.—**
23. 9. — 27. 9. 1970
- 70/1-L 15 **Montan in Südtirol** **DM 145.—**
4. 10. — 10. 10. 1970



BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE

Dr. Kurt Albrecht

714 Ludwigsburg, Bismarckstr. 30, Tel. 071 41/23087